

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung der herausgebenden Stelle dar. Sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

ALEXANDER FREIHERR VON NEUBRONN †

## Zwischen Hitler und Pétain

Aus einem nachgelassenen Manuskript des Generalleutnants a. D. Alexander Freiherr von Neubronn und Eisenburg, das unter dem Titel „Ein Soldat blickt zurück“ dessen Erlebnisse während des zweiten Weltkrieges zum Gegenstand hat, veröffentlichen wir im folgenden mit freundlicher Erlaubnis der Witwe sowie des Verlages (Erstveröffentlichung in „Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte“, 3. Heft/Juli, 4. Jahrgang 1956) zwei Kapitel, die mehr Abhandlungs- als Memoirenstil haben.

Als Sohn eines Offiziers badischer Herkunft — der seine Laufbahn als Flügeladjutant Kaiser Wilhelms II. und Generalleutnant beendete, und dessen Gattin einem baskischen Geschlecht entstammte \*) — trat der am 6. Oktober 1877 in Berlin geborene Verfasser 1896 in das 1. Badische Leibgrenadierregiment Nr. 109 in Karlsruhe ein. Während des ersten Weltkrieges und in der Reichswehr in Generalstabsstellungen verwendet, schied er 1929 als Oberst beim Stabe des Infanterieregiments Nr. 9 in Potsdam aus dem aktiven Wehrdienst aus, war jedoch als Spezialist für die französische Armee und Prüfer der französischen Dolmetscher der Reichswehr bei der Abteilung Fremde Heere West im Truppenamt weiterhin tätig. Später als E-Offizier reaktiviert, wurde Neubronn am 25. September 1939 zum Leiter der in Berlin verbleibenden Nebenstelle der Abteilung Fremde Heere West ernannt und am 1. September 1940 der Heereskontrollinspektion in Bourges, einer jener vier deutschen Kontrollkommissionen zur Überwachung des für die unbesetzte Zone genehmigten französischen Übergangsheeres („armée d'armistice“, 100 000 Mann), zugeteilt b). Im Januar 1941 zum Generalmajor befördert, wurde er am 1. Februar 1941 Inspekteur (Leiter) der Heereskontrollinspektion. Er führte dieses Amt formell bis zum 31. Januar 1943 — wurde jedoch bereits nach der Landung der Engländer und Amerikaner in Nordafrika vom Oberbefehlshaber West, Generalfeldmarschall von Rundstedt, zu dessen Vertreter bei dem französischen Staatschef, Marschall Pétain, bestellt c), um mit dem 1. Februar 1943 endgültig zum „Deutschen General des Oberbefehlshabers West in Vidy“ ernannt zu werden. Als „unmittelbares Verbindungsorgan des Ob. West zu der Französischen Regierung“ war es „Hauptaufgabe“ des „Deutschen Generals“, „Befehle und Wünsche“ des Oberbefehlshabers „an die Französische Regierung und insbesondere an den französischen Staatschef heranzutragen, sowie dem Oberbefehlshaber West auf Grund seiner Beobachtungen über Pläne und Haltung der Französischen Regierung und die allgemeine Lage zu berichten und persönliche Wünsche des französischen Staatschefs entgegenzunehmen und zu übermitteln“ d). Bei weit gehender Selbstständigkeit im einzelnen und mithin starker persönlicher Verantwortung für Neubronn gab freilich Rundstedt, „ganz seiner Einstellung entsprechend“, dem General die entschiedene Weisung, sich jeder „politischen Betätigung“ zu enthalten. So schwer sich dies bei dem Charakter der Stellung Ns praktisch durchführen ließ und so wenig es unter den außergewöhnlichen Verhältnissen der nationalsozialistischen Herrschaft seinen innersten Anschauungen entsprach, schreibt er es doch dem ihm „trotz aller Anfeindungen“ gewährten Schutz Rundstedts zu, daß er nicht ein Opfer des Hasses der Partei wurde.

Schon angesichts der unaufrichtigen Politik Hitlers gegenüber Frankreich nennt sich Neubronn rückblickend den „ehrliehen Makler einer unehrliehen Sache“. Darüber hinaus bezeugt sein Rechenschaftsbericht erneut den Gewissenskonflikt überhaupt, in den „die tragische Verstrickung eines echten Einsatzes für hohe Ziele mit der Dämonie einer verbrecherischen Utopie“ und ihre „Verfälschung aller Begriffe“, wie N. sagt, jeden ethisch verwurzelten Offizier des Hitlerstaates versetzte. Daß N. es dennoch verstanden hat, mit der Wahrung seiner Offizierschre auch den deutschen Namen zu seinem Teil zu wahren — gewiß nicht durch unausführbaren Widerspruch gegen die Weisungen der nationalsozialistischen Staatsführung, wohl aber durch deutliche Distanzierung von ihrem Geist und ihrer Tendenz —, haben ausländische Zeugen seines Wirkens eindrucksvoll bestätigt e).

### Pétain und Laval

Henri Philippe Pétain (geb. in Cauchy-la-Tour, Dép. Pas-de-Calais, 1856) und Pierre Laval (geb. in Châteldon, Dép. Puy-de-Dôme, 1883) waren während der längsten Zeit der Vichy-Regierung die leitenden Staatsmänner Frankreichs, aber in ihrem Erscheinungsbild und Wesen zwei so verschiedene Naturen, daß es fast widersinnig erscheint, ihre Namen nebeneinander zu setzen. Da aber die deutsche Regierung diese gegensätzlichen Persönlichkeiten zur Leitung der französischen Politik zusammengespant hat, lohnt es sich, sie nebeneinander und in ihrer Wechselwirkung aufeinander zu betrachten.

Schon ihre äußere Erscheinung zeigte sie als zwei grundverschiedene Typen, die das französische Volk aufweisen mag. Pétains edel geformter, männlich schöner Kopf, der, wenn nicht einem Offizier und Staatsmann, einem Arzt gehören konnte, saß auf einem vom Alter ungebeugten, sich mit vornehmer Würde und selbstverständlicher Grazie bewegenden Körper. Auch in der angeregten und menschlich vertrauten Unterhaltung behielt er eine gewisse Kühle und den wohlthuenden Abstand der in sich gefestigten Persönlichkeit bei. Seine vollendeten Gesten und seine eindrucksvollen Gespräche zeigten einen Menschen von an-

a) Sie war nicht französischer Abkunft, wie es bei Maurice Martin du Gard, La Chronique de Vichy 1940—1944, Paris 1948, S. 503 und Alfred Mallet, Pierre Laval, Bd II, Paris 1955, S. 90, heißt.

b) Es waren von der deutschen Waffenstillstandskommission eingesetzt, mit dem Dienstsitz in Bourges: die Heereskontrollinspektion (H.K.I.), die Luftwaffenkontrollinspektion (L.K.I.) und die Rüstungskontrollinspektion (R.K.I.). Eine weitere Inspektion für die Kontrolle in Nordwestafrika wurde nach Casablanca gelegt. Die Marine hatte nur eine Verbindungsabordnung in Toulon abgestellt, das nach dem Waffenstillstand Heimathafen der französischen Hochseeflotte geworden war. Diese Dienststelle hatte mit der in Hyères bei Toulon gebildeten italienischen Marinekontrollinspektion zusammenzuarbeiten. Dies nach den Angaben Neubronns a. a. O.

c) Rundstedt ließ sich bereits bei seinem ersten Besuch bei Pétain am 11. 11. 42, unmittelbar nach Beginn des deutschen Einmarschs in die bisherige unbesetzte Zone, von N. nach Vichy begleiten und stellte diesen als seinen künftigen Vertreter dem Marschall vor „Rien de mieux que cela“, war dessen Antwort.

d) Dies auf Grund der endgültigen Dienstweisung für den „Deutschen General“ vom 16. 10. 43 („Der Oberbefehlshaber West, Ic Nr. 5080/43 geh.“: Abschrift als Anlage zum oben erw. Manuskript) Da General N. nach seiner Angabe „mehr und mehr die Stelle“ geworden war, bei der die Franzosen „Schutz suchten gegen die Gewalttätigkeiten der Gestapo oder bei dem sie die Vermittlung bei Mißverständnissen mit Behörden der Wehrmacht erbaten“ — in ersteren Fällen hatte N. persönlich beim Ob. West oder beim Militärbefehlshaber in Paris vorgesprochen —, ersuchte der Be-

geborenem Takt und einer weit über den Beruf hinaus gewonnenen Bildung. Einzig seine Schwerhörigkeit brachte einem zum Bewußtsein, einem alt gewordenen Manne zu begegnen. Man konnte ihm nicht anders als mit verehrungsvollem Abstand gegenüber treten, und man wußte sogleich, daß er sich selbst beim Worte hielt, das er bedächtig aussprach.

Lavals leidenschaftlich bewegter Kopf ließ dagegen alle feineren Züge vermissen. Er hätte abstoßend gewirkt, wenn nicht auffallend kluge und lebhaft Augen eine gewisse Wärme der Empfindung ausgedrückt hätten und seine sprühende Vitalität nicht sehr bald den Eindruck seines Äußeren nebensächlich hätte erscheinen lassen. Er konnte anziehen, was er wollte, selbst im Staatsrock machte er einen ungepflegten Eindruck. Man hätte in ihm eher einen verschlagenen Wirt oder Händler der nicht mehr „bürgerlichen“ Sphäre vermutet. Er wußte, daß er nur durch seinen Elan, durch die Beweglichkeit und Treffsicherheit seiner Gedanken und Worte, durch seinen Witz wirkte, und er übte sich täglich im vollendeten Gebrauch dieser Waffen. Im Auftreten war er betont ohne Formen.

War Pétain der Typus des ritterlichen Soldaten, so Laval der Typus eines Nichtsoldaten, der Typ des mit allen Wassern gewaschenen und intriganten Parteipolitikers. Pétain war strenggläubiger Katholik, Laval unumwundener Atheist. Pétain war ein Mann einfachster und mäßigster Lebensführung, Laval dem Lebensgenuß zugetan, stets bedacht auf die

INHALT DIESER BEILAGE:

Alexander Freiherr von Neubronn †:

„Zwischen Hitler und Pétain“

Georg Stadtmüller:

„Der Partisanenkrieg in Südgriechenland“

(S. 82)

Mehrung seines Vermögens, dabei aber ein anhänglicher Familienvater. Neben den Temperamentsgegensätzen wirkte sich auch der Altersunterschied von 27 Jahren sehr fühlbar aus. War Pétain auch in jüngeren Jahren ein klar planender, stetig im Gleichmaß sein Pensum erledigender Arbeiter, so war Laval ein von einer stets sich erneuernden Initiative gepackter, aber auch nie fertig werdender Fanatiker der Arbeitsleistung.

Es war ein großer Nachteil für Frankreich in seiner schwierigen Lage gegenüber der Besatzungsmacht, daß diese gegensätzlichen Naturen bei ihren zudem starken sachlichen Differenzen begrifflicherweise nicht ersprießlich zusammenarbeiten konnten. Die Ungunst dieses Verhältnisses wurde noch dadurch vermehrt, daß die Umgebung beider ständig dazu beitrug, die trennenden Dinge zu verschärfen. Das wirkte sich noch in besonderem Maße dadurch aus, daß die Dienststellen der beiden Parteien in Vichy in demselben Hotel (Hôtel du Parc) untergebracht waren.

Nachdem der Feldzug von 1940 mit einer Katastrophe für Frankreich geendet hatte, war Pétain — schon seit März 1940 Kriegsminister und stellvertretender Ministerpräsident im Kabinett Reynaud — Minister-

fehlhaber der Sicherheitspolizei und des SD den Ob. West um Erlaß einer neuen Dienstanweisung, auf Grund welcher N. „die Tätigkeit seiner Dienststellen nicht mehr behindern könne. . . . Der zuständige Bearbeiter für meine Angelegenheiten beim Ob. West“, fügt N. hinzu, „beugte sich dieser Forderung.“ Tatsächlich untersagte die neue Dienstanweisung N. mehrfach ausdrücklich die Entgegennahme von Anträgen und Beschwerden französischer Dienststellen hinsichtlich der deutschen Polizei, wenn auch mit der Einschränkung: sofern die Beschwerden „nicht mittelbar oder unmittelbar die Interessen der Wehrmacht berühren und sofern nicht dargetan wird, daß der Gegenstand der Beschwerde bereits ohne Erfolg mit dem Höheren SS- und Polizeiführer beim Militärbefehlshaber in Frankreich besprochen worden ist.“

N. kommentiert die neue Dienstanweisung folgendermaßen: „Sie sollte mir Zügel anlegen, hat mich aber in keiner Weise beeinflusst. Ich erklärte seinen (d. h. des Ob. West) Offizieren, daß ich als ein in den Auffassungen des alten Heeres erzogener Offizier genau wisse, wie ich zu handeln habe. Mir sei es gleichgültig, wie die Dienstanweisung lauten würde, ich würde mich nie auf etwas einlassen, das mit meiner Ehrauffassung als Offizier nicht vereinbar sei. Das war an sich eine Selbstverständlichkeit, aber gegenüber den unter der Naziherrschaft aufgekommenen Auffassungen hielt ich es für gut, dies deutlich zu betonen.“

e) Vgl. insbesondere das Buch des ehemaligen schweizerischen Gesandten in Vichy, Dr. Walter Stucki, Von Pétain zur Vierten Republik — Vichy 1944, Bern 1947, passim. Ferner Robert Aron, Histoire de Vichy 1940-1944, Paris 1954, S. 700 f.

präsident und Laval sein Stellvertreter geworden, da dieser schon damals als der Mann eines Ausgleichs mit Deutschland galt<sup>1)</sup>. Laval war sich der geradezu symbolischen Bedeutung des greisen Marschalls Pétain bewußt, denn die überwiegende Mehrzahl der Franzosen sah in dem ruhmreichen Verteidiger von Verdun den Retter des Vaterlandes. Diese vertrauensvolle Stimmung kam auch in dem Votum der Nationalversammlung zum Ausdruck, das dem greisen Feldherrn nicht nur die bisher mehr repräsentative Stellung eines Präsidenten der französischen Republik zuerkannte, sondern ihm auch für die Dauer des außerordentlichen Notstands durch ein besonderes Ermächtigungsgesetz am 10. Juli 1940 die freie Verfügungs- und vollziehende Gewalt eines autoritär regierenden Staatsoberhauptes übertrug. Es darf heute nicht vergessen werden, daß dieses Gesetz in der Kammer mit 395 gegen drei Stimmen und im Senat mit allen gegen nur eine Stimme angenommen wurde<sup>2)</sup>. Wie sehr diese Entscheidung damals dem Gefühl des französischen Volkes entsprach, geht unter anderem daraus hervor, daß Pétains Bild in allen Schaufenstern zu sehen war, und es unterliegt für keinen Beobachter einem Zweifel, daß die Huldigungen für ihn spontan waren. Die demokratische Regierungsform hatte, nach Ansicht vieler Franzosen, ihre Schwäche in Zeiten der Anspannung aller Kräfte erwiesen, und auch Pétain hielt es in Anbetracht der durch den Waffenstillstand geschaffenen Lage für unerlässlich, die Regierungsgewalt stärker zu konzentrieren und beweglicher zu handhaben.

Bis zum Einmarsch der deutschen Truppen in die „Freie Zone“ südlich der Demarkationslinie konnte der Marschall wenigstens in diesem Teil Frankreichs ungehindert regieren<sup>3)</sup>. Seine Beliebtheit erlitt zunächst trotz der englischen Propaganda und der des Generals de Gaulle keine wesentliche Einbuße. Vielmehr verstand es der körperlich erstaunlich rüstige alte Herr, durch Ansprachen, die er im Anschluß an Truppenparaden des neuen Heeres hielt, die Traditionen der französischen Armee neu zu beleben. Er war auch ein Meister der volkstümlichen Rede, mit der er an vielen Orten Südfrankreichs in weitesten Kreisen die Stimmung hob. Bei seinen An- und Abfahrten, wie auch bei der allsonntäglichen Flaggenparade in Vichy (la fête des couleurs) hatte er jedesmal das erfreuliche Erlebnis der vollen Anhänglichkeit und des Dankes der Erschienenen. Auch auf einen großen Teil der Jugend hatte sich damals die Begeisterung für den Marschall ausgedehnt. Sie war durchaus der Ausdruck vaterländischer Gesinnung. Das Lied der „Jeunesse du Maréchal“ hatte den begeisternden Schluß: „Maréchal! Nous voilà!“

Sehr schnell aber sollte, wie so oft in der Geschichte, auch diesem „Hosianna“ ein „Crucifige“ folgen. Und doch dürfte es fast unmöglich sein, den Wendepunkt genau zu fixieren. Das Übermaß der Verehrung und der auf die schwache Kraft eines Menschen gesetzten Hoffnungen trug das mögliche Verdammungsurteil der Enttäuschten schon in sich.

Die dienstliche und persönliche Umgebung des Staatsoberhauptes bestand aus einem Zivil- und einem Militärcabinet. Als politischer Berater stand ihm ein Generalsekretär zur Seite, der auf Druck von deutscher Seite mehrfach wechseln mußte. Es folgten aufeinander die Herren Jarrel, Tracou und General Debeney auf diesem einflußreichen Posten des secrétaire général. Der intimste Vertraute des Marschalls blieb jedoch sein Arzt und zugleich Privatsekretär Dr. Ménétrel (chef du Secrétariat particulier)<sup>4)</sup>.

1) Laval trat am 23. Juni 1940 in die am 16. Juni gebildete Regierung Pétain zunächst als Minister ohne Portefeuille ein, wurde jedoch am 27. Juni von Pétain zum stellvertretenden Ministerpräsidenten ernannt.

2) Die hier vom Verfasser genannten Zahlen (395 : 3 in der Deputiertenkammer, 230 : 1 im Senat) beziehen sich jedoch auf die am 9. 7. 40 angenommene Entschliebung, die nur allgemein eine Revision der Verfassungsgesetze als notwendig anerkannte. Die Abstimmung der (aus beiden parlamentarischen Körperschaften gebildeten) „Nationalversammlung“ vom 10. 7. 40 über den von der Regierung eingebrachten Gesetzentwurf, wonach Pétain bevollmächtigt wurde, eine neue Verfassung des „Französischen Staates“ zu verkünden, die dann von der Nation zu ratifizieren wäre, ergab 569 für das Gesetz und 80 (57 Deputierte und 23 Senatoren) dagegen, bei 17 Enthaltungen.

3) Diese Feststellung bedarf einer Einschränkung. Abgesehen von den bereits in den ersten Monaten nach Abschluß des Waffenstillstandes erhobenen Forderungen nach militärischer Zusammenarbeit gegen England in Afrika sowie nach Abbruch der diplomatischen Beziehungen der Vichy-Regierung mit den Exilregierungen der von Deutschland besetzten Länder, begann nach der Absetzung und Verhaftung Lavals (13. 12. 40) eine fortgesetzte mittelbare und unmittelbare deutsche Einmischung in die innere Politik Pétains, die Auswahl seiner Mitarbeiter u. a. m.

4) Dr. Ménétrel ist nach dem Kriege einem Autounfall erlegen. (Anm. d. Verf.) Über Ménétrel vgl. Stucki a. a. O., S. 14, 62 f.; Aron a. a. O., S. 179 f., 652.

Die persönliche Lebensführung des Marschalls war von bewundernswerter Bescheidenheit. Während meines Aufenthaltes in Vichy bewohnte er ein kleines abgeschlossenes Appartement von drei Zimmern im Hôtel du Parc: ein Schlafzimmer, ein Wohnzimmer, das zugleich sein Geschäftszimmer war, und ein Wartezimmer, das auch den Sitzungen des Ministerrates diente. Der Madame la Maréchale stand für ihre repräsentativen Pflichten nicht einmal eine Hilfe in Gestalt einer Ehrendame zur Verfügung. Die einzige Zeremonie in dieser Hofhaltung wurde beobachtet, wenn der Marschall vor dem Essen den Empfangssaal des Hotels betrat, um die dort versammelten Gäste zu begrüßen. Dann klopfte ein Diener mit dem Stock auf den Boden, wie dies an monarchischen Höfen üblich war, und sprach in feierlichem Ton die Worte: „Le Maréchal de France, Chef de l'Etat français, entre dans le salon.“

Das Leben des Marschalls vollzog sich mit pünktlicher Regelmäßigkeit; er bewältigte täglich eine große Arbeitslast. Der Zutritt zu ihm war sehr zuvorkommend geregelt, und er vermied es, seine Besucher lange warten zu lassen.

Es war schmerzlich für die ihm Nahestehenden, beobachten zu müssen, wie — für ihn selbst völlig unmerklich — diese kleine Welt der täglichen Pflichterfüllung des Marschalls immer mehr der Isolierung verfiel. Das französische Volk verlor mehr und mehr den inneren und äußeren Kontakt mit dem Staatschef. Es machte ihm den Vorwurf, daß er den deutschen Forderungen nicht energisch genug entgegenwirke. Das Fehlen eines unmittelbaren Weges zur Öffentlichkeit, einer freien Presse, eines mitverantwortlichen Parlaments wirkte sich sehr schnell zu Ungunsten Pétains aus; denn das, was er in Gesetzen und Anordnungen unter dem ständigen Druck der Besatzungsmacht zu verkünden hatte, konnte keine freudige Zustimmung im französischen Volke finden. Zunächst stellte sich die französische Bevölkerung den Marschall wohl noch als einen Mitstreiter um Frankreichs Sache vor, der sich in geheimem Einverständnis mit seiner offiziellen Opposition befinde. Dann aber fand man auch zu seinen etwa verborgenen Motiven keinen Zugang mehr. Die Zeit des Hinhaltens dauerte zu lange. Einen entscheidenden Schlag brachte die Besetzung ganz Frankreichs durch die deutschen (und italienischen) Truppen im Jahre 1942 und die Einrichtung der deutschen Militärverwaltung auch in der bisher freien Zone. Der Marschall protestierte zwar gegen diese nur schwach begründete Maßnahme, doch schien der Protest mehr eine Sache der Form zu sein. Die englischen und die de Gaulle-Sendungen konnten nun eine Wirkung in die Breite gewinnen. Sie haben in der Folge immer mehr zur politischen Willensbildung Frankreichs beigetragen. Mit dem Absinken der Autorität des Staatschefs trat der Wunsch des Volkes, seine altgewohnte demokratische Regierungsform wiederzugewinnen, immer gebieterischer hervor. Auch die beabsichtigten, freilich nur zum Teil durchgeführten sozialen Reformen fanden keine Zustimmung mehr. Zu Anfang des Jahres 1944 sagte mir ein gut unterrichteter Franzose, daß sich keines der von Pétain erlassenen Gesetze in der Praxis bewährt habe und nichts davon übrigbleiben werde. Am meisten schadete es im weiteren Verlauf dem Ansehen des Marschalls, daß sich das Naziregime als unfähig erwies, sich in die Mentalität Frankreichs einzufühlen und darauf auch nur in der Diktion der Forderungen Rücksicht zu nehmen. Die Torheiten und rohen Übergriffe der Parteidienststellen fielen gleichfalls auf Vichy zurück, da seine Proteste ungehört blieben. Spätestens im Frühjahr 1944 erkannte das ganze französische Volk, daß der Marschall keine freien Entschlüsse mehr fassen konnte, daß auch im Radio die Besatzungsmacht durch seinen Mund sprach und daß die von ihm ausgehenden Proklamationen und Erlasse zuletzt nicht nur von deutscher Seite mitredigiert, sondern ihm ganz und gar aufgenötigt waren<sup>5)</sup>. Zur inneren Haltung Pétains wird noch einiges zu sagen sein. Nach außen hin hatte er ausgespielt, als er schließlich auf Hitlers Anordnung aus Vichy entführt wurde.

Dennoch waren die Gefühle für den greisen Marschall anderer Art als die für seinen Ministerpräsidenten und Gegenspieler Laval. Das ist nicht nur in der grundverschiedenen Persönlichkeit der beiden Staatsmänner begründet, sondern auch in ihrem Wollen und Handeln. Laval war zweifellos hochbegabt. Er besaß eine erstaunliche geistige Beweg-

lichkeit, hatte ein eminentes Gedächtnis für alle politischen Vorgänge, große Menschenkenntnis und durch seine langjährige Tätigkeit als Abgeordneter und Minister eine bedeutende Routine in der Leitung der Regierungsmaschinerie. Auf das Ressort kam es ihm, wie so manchem parlamentarischen Minister, nicht sonderlich an. Er kannte keine Sache um ihrer selbst willen. Alles hatte sich vielmehr einer großen politischen Konzeption unterzuordnen. Diese zu nennen, wäre ihm wohl schwergefallen. Denn sein Programm war fern von jeder Doktrin. Er trieb, soweit ich ihn erkannt zu haben glaube, Politik um des Reizes willen, eines Reizes, der von der souveränen Beherrschung der politischen Klaviatur und von der Durchsetzung seiner oft gewundenen Taktik zur Lösung der Probleme ausging. Er brauchte das Abenteuer des politischen Spiels, die Bestätigung seines persönlichen Wertes durch den Erfolg in der Öffentlichkeit. In allem das gerade Gegenteil des in sich ruhenden Marschalls.

Unglaublich waren Umfang und Vielseitigkeit seiner Arbeit. Zur Zeit meiner Anwesenheit in Vichy leitete er gleichzeitig mit dem Ministerpräsidium das Außen- und das Innenministerium und dazu noch bis zur Berufung des Ministers Henriot im Dezember 1943 auch das Ministère de l'Information (Nachrichten und Propaganda), dessen Zügel er auch später in der Hand behielt<sup>6)</sup>.

Sein selbst für die gesellschaftlich voraussetzungslosen Verhältnisse der Dritten Republik aufsehenerregender Aufstieg hat zu Legendenbildung und Kritik manchen Anlaß geboten. Über die Art, wie dieser einst arme Bauernjunge sein beträchtliches Vermögen erworben hatte, liefen viele mißbilligende Gerüchte um<sup>7)</sup>. Man pflegt allerdings den Erfolgreichen solche Schönheitsfehler nicht nachzutragen, doch erregte es allgemeine Empörung, als bekannt wurde, daß Laval im Jahre 1944 große Teile seines Vermögens nach Spanien verschob. Den letzten Rest an menschlichem Kredit in den Augen seiner französischen Landsleute verscherzte er sich wohl, als er nach seiner Festnahme mit Hilfe eines SS-Trupps aus der Haft befreit wurde<sup>8)</sup> und daraufhin längere Zeit den Schutz der deutschen Botschaft in Paris in Anspruch nahm.

Laval hatte den Stolz des Mannes, der seinen Aufstieg und seine Stellung „allein der eigenen Kraft“ zu verdanken glaubt. Er behielt auch als Ministerpräsident etwas vom landverbundenen Bauern der Auvergne, und das war wohl fast seine beste Seite. In einer Unterhaltung sagte er mir einmal: „Jeder Franzose sollte außer seinem Beruf noch drei weitere Dinge beherrschen. Er müsse einen Baum pflanzen, eine Hecke schneiden und auch selbst kochen können.“ Und dann setzte er hinzu: es sei seine liebste Tätigkeit, wenn er nach Beendigung seines Dienstes nach Hause komme, seine Frau vom Herde zu verdrängen.

Wie ich schon erwähnte, bewohnte er das etwa zwanzig Kilometer von Vichy entfernte Schloß Châteldon. Es lag über dem Ort, in dem er in kleinsten Verhältnissen geboren und aufgewachsen war. Er hatte, nachdem er über das Studium, die Rechtsanwaltspraxis und die erfolgreiche politische Laufbahn zum reichen Mann geworden war, den Traum seiner Jugend und seinen höchsten Ehrgeiz erfüllt gesehen, als er dieses Schloß kaufte.

Jeden Morgen kam Laval in einer Wagenkolonne von Châteldon zur Aufnahme seiner Dienstätigkeit; am späten Nachmittag fuhr er wieder dorthin zurück. Während aber Pétain keines Schutzes bedurfte und sich frei unter dem Volk bewegte, fuhr Laval im gepanzerten Auto, und die Straße von Châteldon nach Vichy mußte stets in ihrer ganzen Länge von Posten bewacht werden. Wenn Laval ausstieg, wurde sein Wagen sofort im weiten Umkreis von getarnten Polizisten umgeben. In seinem Geburts- und Wohnort war sogar eine ganze Eskadron der Garde zu

5) Vgl. die Rede Pétains in Paris am 26. 4. 44 und ihre Abänderung für die Presse (Aron a. a. O., S. 668 ff.) sowie seine Botschaft vom 6. 6. 44, bei Beginn der anglo-amerikanischen Invasion.

6) Die Zusammensetzung der Regierung Laval von 1942 s. bei Aron a. a. O., S. 495; nach ihrer Umbildung im Dezember 1953: a. a. O., S. 655.

7) Vgl. demgegenüber jedoch Aron a. a. O., S. 56.

8) Nach französischen Zeugnissen hat der am 16. 12. 40 in Vichy eingetroffene Botschafter Abetz am nächsten Morgen u. a. die Freilassung Lavals von Pétain gefordert, die jedoch bereits kurz vorher erfolgt zu sein scheint. (Vgl. Aron a. a. O., S. 338; Mallet a. a. O., S. 309, und die Darstellung von O. Abetz, Das offene Problem, Köln 1951, S. 176 ff.). Gegenüber der französischen Darstellung, Abetz sei von zwei deutschen „automitrailleuses“ begleitet gewesen, bemerkt dieser (a. a. O.), sein Auto sei „lediglich von zwei normalen Personenwagen gefolgt“ worden, die „das übliche Begleitkommando der Sicherheitspolizei bei Überlandfahrten amtlicher Persönlichkeiten in Frankreich in Höhe von acht Mann enthielten“. Der Abetz empfangende französische General Laure hat nach eigenem Zeugnis dem Botschafter gegenüber derartige Selbstschutzmaßnahmen als inkorrekt bezeichnet (Aron a. a. O., S. 337).

seinem Schutze untergebracht<sup>9)</sup>. Diese Sicherheitsmaßnahmen waren wohlbegründet, denn in der Zeit zwischen seinen beiden Ministerpräsidenten in Vichy hatte ein auf ihn abgefeuerter Schuß (Paris, 27. 8. 1941) dem vielumstrittenen und schon damals von vielen gehäßten Mann die Gefahr für sein Leben deutlich gemacht.

Es mußte mir in meiner Stellung natürlich daran gelegen sein, mit Laval reibungslos zusammenzuarbeiten. Aber auch seinerseits war das Bemühen unverkennbar, meine ursprüngliche Zurückhaltung zu durchstoßen. Da er (wie übrigens auch Pétain) nur Französisch (Laval auch etwas Spanisch) sprach, war es ihm angenehm, in mir einem Deutschen zu begegnen, der ihm in die feineren Nuancierungen der französischen Sprache, auch des Witzes, folgen konnte. Aber gerade diese Gewohnheit Lavals, in jeder Situation, auch nach für sein Land schmerzlichen Ereignissen, Witze anbringen zu müssen, wirkte oft befremdend auf mich. Und doch mußte ich sagen, daß trotz allem, was uns trennen mußte, meine Begegnungen mit ihm für mich oft etwas Faszinierendes hatten. Ich kann mich kaum eines Gesprächs erinnern, aus dem ich nicht den Gewinn eines besseren Einblicks in die Verhältnisse gezogen hätte. Interessant waren mir besonders die fast unabsichtlich klingenden bei läufigen Äußerungen des erfahrenen Mannes, der natürlich wußte, daß gerade sie einen aufmerksamen Hörer und Bewahrer fanden.

Vieles konnte ich so über Mussolini und Stalin erfahren, deren Mentalität er genau zu kennen glaubte. „Ich war nämlich vor Euch in Moskau“, sagte er einmal scherzend zu mir. Dabei gab er seiner Überzeugung Ausdruck, daß Stalin im deutsch-russischen Kampf, selbst nach entscheidenden Mißerfolgen, niemals nachgeben würde. Mussolini bezeichnete er als eitel und habgierig. Als die italienische Besatzungsbehörde im Jahre 1943 in dem von ihr kontrollierten Gebiet östlich der Rhône von einigen nicht genehmigten Waffenlagern erfuhr, verlangte die italienische Regierung als Sühne eine hohe Summe nach genau abgestuftem Tarif, vom Gewehr bis zum Geschütz. Laval hatte diese Forderung gerade erhalten, als ich zu einer Besprechung sein Dienstzimmer betrat. Höhnisch lächelnd teilte er mir dieses eigenartige Ansinnen mit und setzte hinzu: „Das ist Mussolini, wie ich ihn kenne!“

Diejenigen Deutschen in Frankreich, deren Blick nicht durch die Parteibrille getrübt war, erkannten schon frühzeitig, daß es Laval nicht gelang, aufrechte und dienstereifere Franzosen für sein Kabinett zu gewinnen. Daß auch der Marschall diese Ansicht teilte, erfuhr ich von diesem selbst bei einem meiner Besuche auf besondere Weise. Als ich, wie gewöhnlich, zur festgesetzten Zeit sein Amtszimmer betrat, rief er mir zu: „Noch einen Augenblick! Ich schreibe gerade eine Beurteilungsliste meiner Minister!“ Als er bald darauf seine sarkastische Charakteristik fertiggestellt hatte, zeigte er mir das Blatt: Jedem Minister war darauf seine Unfähigkeit mit drastischer Ironie bescheinigt. Nur der Verkehrsminister Bichelonne hatte eine gute Note erhalten, die er wegen seiner überdurchschnittlichen Begabung auch wirklich verdiente. Die bitteren Worte, mit denen der Marschall diese Aufzeichnungen glosierte, klingen mir noch im Ohr. Vermutlich wollte er mir dadurch zugleich zum Ausdruck bringen: „Daran seid Ihr Deutschen schuld!“ Die deutsche Botschaft in Paris hatte einen nicht geringen Anteil an der Auswahl so ungeeigneter Persönlichkeiten, zum mindesten an ihrer Bestätigung. Im Jahre 1944 drängte sie der Vichy-Regierung sogar zwei Parteiführer auf, die dem Marschall so unsympathisch waren, daß er sich lange weigerte, sie zu empfangen<sup>10)</sup>.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch Laval keineswegs mit dem Herzen hinter der aus Berlin befohlenen Politik in Frankreich stand. Aber zwischen seiner und Pétains Haltung war doch ein grundsätzlicher Unterschied. Der Wunsch des Marschalls nach einer dauernden Waffenruhe mit dem deutschen Gegner war von keiner Zweckhaftigkeit des Augenblicks bestimmt. Er war ein viel zu aufrichtiger französischer

Patriot, um nicht in erster Linie dabei das Schicksal seines Vaterlandes im Auge zu behalten, dem er die Schrecknisse der Fortsetzung des Krieges ersparen wollte. Darüber hinaus war er ein überzeugter Freund des Friedens und der Verständigung, von einem politischen Ethos, das die politische List selbst nicht will und sie deshalb auch beim Gegner nicht überall vermutet. In diesem Punkt war ihm Laval überlegen, der aus seiner Selbsterkenntnis heraus sehr viel klarer und früher die Pläne des Gegners durchschaute. Daß er sich dennoch zur Verfügung stellte, entsprach wohl zunächst seiner Überzeugung, daß die Achsenmächte siegreich sein würden. Aus diesem reinen Zweckbündnis wurde dann bald eine Verstrickung, aus der er sich nicht mehr zu lösen vermochte. Es gehörte wohl zu den verhängnisvollsten der dämonischen Kräfte Hitlers, in denen Ribbentrop nur ein mangelhafter Schüler war, daß er die Menschen auch gegen ihre Überzeugung an sich zu fesseln verstand. Laval hat offenbar geglaubt, der überlegene Spieler zu sein. Er hatte in seinen Spekulationen wohl nicht ganz den wahrhaft blutigen Dilettantismus und den krankhaften Selbstvernichtungswillen des Diktators einbezogen. Dazu war er selbst zu vital und realistisch. So hat ihm das völlig Unkluge der Hitler-Ribbentropschen Außenpolitik wohl bald unlösbare Rätsel aufgegeben. Sie hat mit der Verweigerung des Friedensschlusses, der Nichtentlassung der Gefangenen, der Zwangsrekrutierung der Arbeiter und ähnlichem seine Stellung völlig untergraben und alle Kräfte Frankreichs gegen ihn aufgerufen.

Die Gegensätzlichkeit der Auffassungen zwischen Laval und dem Staatschef führte dazu, daß sich Laval in Vichy schon durch die Anwesenheit des Marschalls in seiner Regierungstätigkeit behindert fühlte. Pétain ließ es sich nicht nehmen, in Vichy in allen Sitzungen des Ministerrats den Vorsitz selbst zu führen. Laval erfand daraufhin das Aushilfsmittel, die Sitzungen immer häufiger in Paris abzuhalten, wohin ihm der greise Marschall nicht folgen konnte. Laval hatte zu dieser Ortsveränderung die ständige Genehmigung der deutschen Botschaft, während Pétain einer besonderen Erlaubnis Hitlers bedurft hätte. Wie sehr sich Laval durch Pétain bevormundet fühlte, zeigte mir eine gelegentliche zynische Äußerung: „Der Marschall lebt viel zu lange!“

Meine Dienststelle wurde täglich von Laval in starkem Maße in Anspruch genommen. Die deutsche Regierung hatte genehmigt, daß Laval Funksprüche nach einem uns übergebenen Schlüssel senden dürfe. Bedingung war jedoch, daß Laval jeden Funkspruch persönlich unterschreiben müsse und daß die Sprüche nur von der Funkstelle des deutschen Generals gegeben werden dürften. Da es sich stets um eine beträchtliche Anzahl von Anweisungen an die auswärtigen Vertreter Frankreichs und auch an die vor Alexandrien und vor den Antillen liegenden Flottenteile handelte, arbeitete mein Nachrichtenpersonal täglich mehrere Stunden für Lavals Anforderungen.

In den stets gespannten und von zahlreichen Auseinandersetzungen gestörten Beziehungen zwischen Pétain und Laval ist es zu dramatischen Höhepunkten gekommen, die den unheilbaren Riß auch der Öffentlichkeit offenbar machten. Während der Zeit, in der Marschall Pétain noch einen Rest von Bewegungsfreiheit besaß, entlud sich seine ganze Abneigung gegen Laval, indem er diesen am 13. Dezember 1940 kurzerhand absetzte und auf seinem Schloß Châteldon internieren ließ. Abetz behauptete mir gegenüber sogar einmal, er wisse bestimmt, daß man Laval damals beseitigen wollte; er wisse sogar, durch wen dies geschehen sollte<sup>11)</sup>.

An Lavals Stelle ernannte der Marschall den Admiral Darlan zum Ministerpräsidenten. Dieser war ein Mann ganz nach dem Sinne Pétains, ein Offizier, der sich vor dem zweiten Weltkrieg als Chef des Admiralstabs, dann als Marineminister hervorragend bewährt hatte, und mit Pétain auf dem gleichen Grund der Lebensanschauungen stand. In seiner Beurteilung der damaligen politischen Lage stimmte Darlan mit dem Marschall völlig überein. Beide hielten darauf, daß die Bestimmungen des deutsch-französischen Waffenstillstandes genau eingehalten würden, schon um Deutschland keine Gelegenheit zu weiteren Repressalien zu geben. Beide waren damals England gegenüber nicht freundlich gesinnt. Sie fühlten sich enttäuscht und verraten und sahen offenbar die Siegeschancen eher auf Seiten der Mittelmächte. Ihr ganzes

9) Vgl. dazu Aron a. a. O., S. 605 f.

10) Die Botschaft folgte dabei den Weisungen Hitlers und Ribbentrops. Im Dezember 1943 wurde Philippe Henriot Staatssekretär für Information und Propaganda, während der Chef der „Französischen Miliz“, Joseph Darnand, ehemals Chef der „Légion des Combattants“, das „Generalsekretariat für die Aufrechterhaltung der Ordnung“ mit Sondervollmachten für die Einsetzung von Kriegsgerichten erhielt. Pétain verweigerte seinerseits die Unterzeichnung der Neuernennungen und überließ sie Laval. Im März wurde der zunächst von Pétain überhaupt abgelehnte Marcel Déat, Führer des von ihm als Einheitspartei gedachten „Rassemblement National Populaire“, unter deutschem Druck von Laval zum Arbeitsminister ernannt. (Vgl. Aron a. a. O., S. 650 ff.; Abetz a. a. O., S. 269 f.)

11) Entsprechendes behauptet Abetz noch a. a. O., S. 177; ähnlich Mallet a. a. O. I. S. 308. Dagegen Martin du Gard a. a. O., S. 132.

Bestreben ging daher dahin, für Frankreich ausreichende Lebensbedingungen und einen Rest von Selbständigkeit und Würde zu wahren, um dadurch günstige Friedensbedingungen zu erringen. Vor allem suchten sie die französische Verwaltung fest in nur französischen Händen zu halten und ebenso die noch dem Lande verbliebene Streitmacht in und außerhalb Frankreichs nicht zu gefährden. Sie glaubten diesem Ziel am besten durch äußerste Korrektheit zu dienen. General Bridoux<sup>12)</sup> erzählte mir später, als wir über die Frage der bis dahin verheimlichten Waffenlager sprachen: „Die Geheimhaltung ist zu Darlans Zeiten besonders schwierig gewesen, denn wir mußten sie nicht nur vor den deutschen Stellen, sondern auch vor Darlan verheimlichen.“ Darlan hatte dem Kriegsminister erklärt, ein Bekanntwerden dieser Lager könne seine Politik gefährden<sup>13)</sup>.

Den gleichen Motiven entsprach wohl auch der Plan Darlans vom Juni 1941, Syrien gegen die Alliierten zu verteidigen. Auch wollten Pétain und Darlan das Übergangsheer zur Geltung bringen, um dadurch vielleicht von Deutschland die Genehmigung zu einer Vermehrung des Heeres zu erlangen. Französische Truppenteile wurden damals durch Süddeutschland nach Syrien transportiert. Einheiten der deutschen Flotte und der deutschen Luftwaffe übernahmen den Schutz der Küste. Der französische General Dentz erhielt den Oberbefehl über die Truppen der Vichy-Regierung in Syrien. Es war nun von entscheidender Bedeutung, daß es den zum erstenmal kämpfend auftretenden Truppen General de Gaulles und den Engländern gelang, Syrien den Vichy-Kräften zu entreißen. Die Maßnahmen Darlans untergruben die Achtung für ihn im französischen Volk, und zwar schon vor ihrem Fehlschlag. Die Züge der an die Syrienfront gehenden Vichy-Truppen wurden an einzelnen Stellen mit Steinen beworfen. Der gemeinsame Sieg der Alliierten und der de Gaulle-Truppen in Syrien aber zeigte vielen bis dahin Unentschiedenen, daß die Befreiung Frankreichs doch über den Weg des Kampfes gehen müsse. Darlans scheinbare Hinneigung zu Deutschland — auch wenn sie nur Zweckmäßigkeitsgründe hatte — wurde ihm nicht mehr verziehen, auch nicht durch seine spätere Haltung, die dem Gerechtdenkenden doch den Sinn seiner früheren Entscheidungen hätte offenbaren müssen. Wenn er, wie so mancher Mann der französischen Marine, nach den Erlebnissen mit der englischen Flotte auch kein Freund der Engländer war, so war er doch ein französischer Patriot. Für die Amerikaner hatte er große Sympathien, und seine Einladung an sie zum Flottenbesuch in Casablanca im Jahre 1941 entsprach meines Erachtens ganz seiner Grundhaltung.

Als man in der deutschen Botschaft in Paris die selbstverständliche „Entdeckung“ machte, daß Darlan in erster Linie Franzose war, glaubte man klug daran zu tun, ihn von seinem Posten zu verdrängen. Im April 1942 trat wieder Laval an seine Stelle. Ein Zeichen dafür, wie man bereits über die Willensäußerungen des greisen Staatschefs zur Tagesordnung übergang. Was Abetz und vor allem Laval sich von dieser „Lösung“ versprochen haben, entzieht sich meinem Einfühlungsvermögen. Jedenfalls scheint sich der wiederauferstandene Ministerpräsident die Entwicklung wesentlich anders vorgestellt zu haben. Als ich ihm zu seinem 60. Geburtstag meine Glückwünsche überbrachte, sagte er scherzend: „Ja, die Hälfte meines Lebens werde ich nun wohl vollendet haben!“ Er hat bestimmt damit gerechnet, daß er, dank seiner großen Geschicklichkeit und Erfahrung, auch nach Beendigung des Krieges noch eine führende Rolle spielen werde. Er hat nicht sehen wollen, daß er zur symbolischen Figur, zum Gegenstand des Hasses und der Verachtung aller patriotischen Franzosen geworden war.

Pétain suchte nun ständig sich von diesem Manne wieder zu befreien, obwohl ihm schon die erste Entlassung Laval auf die Dauer keinen Erfolg gebracht hatte. Auch mich befaßte er mit seinem Vorhaben. Im September 1943 hatte ich dem Marschall bei einem meiner regelmäßigen Besuche den Dank des Generalfeldmarschalls v. Rundstedt für einen an diesen gerichteten Brief zu übermitteln. Wir saßen, wie immer, wenn er mich empfing, nebeneinander auf dem Sofa hinter seinem Schreibtisch. Nach einer kurzen allgemeinen Unterhaltung fuhr der alte Herr plötzlich auf und sagte zu mir in erregtem Tone: „Ich kann so nicht

weiter regieren! Ich kann nicht dauernd gegen die Volksmeinung regieren! Ich muß von Laval befreit werden, den das ganze Volk ablehnt.“ Da mir von Rundstedt wiederholt eingeschärft worden war, mich jeder politischen Betätigung zu enthalten, antwortete ich, daß ich mich nur mit militärischen Dingen befassen dürfe. Dadurch ließ sich Pétain aber nicht von seinen Gedanken abbringen. Er setzte mir auseinander, daß in einem der letzten Briefe Hitlers stehe, er solle sich in allen Anliegen an Rundstedt wenden. Deshalb habe er ein Recht darauf, dessen Rat zu erbitten, wie er die Entfernung Laval erreichen könne. Ich versuchte nochmals auszuweichen: „Herr Marschall! In dem letzten an Sie ergangenen Briefe Hitlers steht aber der Satz: ‚Ich werde bis zum Ende des Krieges zu keinem anderen Ministerium als dem von Laval geführten meine Zustimmung geben‘.“ Der Marschall erwiderte energisch, es sei ja gerade sein Anliegen, die in diesem Satz enthaltene Beschränkung seiner Handlungsfreiheit aufgehoben zu sehen. Er ersuchte mich nochmals, Rundstedt seinen dringenden Wunsch vorzutragen. Nun konnte ich mich dem Auftrage nicht mehr entziehen. Als der bei der Unterhaltung anwesende Generalsekretär mich hinausbegleitete, sagte er mir zum Abschied: „Dieses Thema war für die Besprechung mit Ihnen nicht vorgesehen. Er hat Ihnen da Dinge gesagt, die er kaum einem Franzosen gegenüber äußern würde.“ Ich war jedoch, so sehr ich mir meiner schwierigen Lage bewußt war, beinahe froh darüber, nun endlich sozusagen genötigt zu sein, etwas in einer Sache zu tun, die mir schon lange am Herzen lag, die aber klar meine Kompetenzen überschritt.

Gleich am nächsten Morgen fuhr ich nach Paris und begab mich von dort in das im Sommer in St. Germain befindliche Hauptquartier des Oberbefehlshabers West. Leider war Rundstedt gerade auf einer Besichtigungsreise abwesend. So trug ich meinen Auftrag zuerst seinem Generalstabschef, General Blumentritt, vor. Dieser zeigte sich wenig erfreut: „Da wären wir ja glücklich in der Politik drin, was wir vermeiden wollten“, waren die ersten, von seiner Überraschung eingegebenen Worte. Er gab jedoch zu, daß ich mich dem Wunsche Pétains nicht entziehen konnte. Da es nun so gekommen sei, dürfe vor allem die deutsche Botschaft vor einer Entscheidung Rundstedts von der Angelegenheit nichts erfahren, denn sonst werde sie von Anfang an verdorben.

Leider hielt sich Rundstedt von jeder politischen Einflußnahme fern. Dadurch wurde die Verwaltungsaufgabe des Militärbefehlshabers General Heinrich v. Stülpnagel ebenfalls sehr erschwert. So manche Klage habe ich von diesem leidenschaftlichen Gegner der Hitlerpolitik über die passive Haltung des Oberbefehlshabers gehört. Immer mehr ging die ausübende Macht in Frankreich an die Botschaft, an die Stellen der SS und Gestapo sowie der Parteiorganisationen über. Die unerwünschten Folgen dieser Selbstausschaltung des Ob. West haben zuletzt ein verhängnisvolles Ausmaß angenommen.

Als Rundstedt von seiner Reise zurückgekehrt war, suchte ich ihn sofort auf. Er verbarg nicht seinen Unmut und eröffnete das Gespräch mit den Worten: „Sagen Sie dem Marschall, er möge einen persönlichen Brief an Hitler, also von Staatschef zu Staatschef, schreiben.“ Mit dieser weisen, ausweichenden Antwort, die den Fatalismus Rundstedts, sein Wissen um die Erfolglosigkeit aller derartigen Bemühungen um vernünftige Entscheidungen Hitlers kennzeichnet, kehrte ich nach Vichy zurück. Als ich die Antwort Rundstedts Pétain am nächsten Morgen mitteilte, fragte er mich enttäuscht, auf welchem Wege er den Brief befördern solle. Darauf konnte ich ihm nur die Antwort geben: „Das ist nur durch die Vermittlung der deutschen Botschaft möglich.“ Sofort gab Pétain zu erkennen, er befürchte, daß dieser Brief nicht befördert werde, und fragte mich daher weiter, ob es möglich sei, den Brief durch seinen Generaladjutanten persönlich überbringen zu lassen. Als ich ihm sagen mußte, daß der General gleichfalls durch die Botschaft angemeldet werden müßte, resignierte der Marschall mit einem bitteren Lächeln. Er mußte einsehen, daß sein Plan, Laval zu beseitigen, durch die Mithilfe militärischer Stellen nicht zu erreichen war. Es war für mich beschämend, ihn die Machtlosigkeit der obersten militärischen Stelle in Frankreich so offen erkennen lassen zu müssen.

12) Secrétaire d'Etat à la Guerre.  
13) Diese und die folgenden Ausführungen des Verfassers sind naturgemäß von seinen damaligen persönlichen Eindrücken bestimmt. Zur Politik Darlans vgl. jetzt Aron a. a. O., S. 371 ff.

14) Hitler selbst hatte am 19. 12. 42 im Führerhauptquartier Laval erklärt/ er werde immer nur mit diesem verhandeln; Laval verkörpere die letzte eigene Regierung Frankreichs. Ribbentrop hatte am 23. 4. 43 in einem Brief an Pétain vor etwaigen „Machenschaften“ in Vichy gegen Laval gewarnt und betont, die Reichsregierung werde eine Wiederholung von Vorgängen, wie sie sich am 13. Dezember 1940 (Entlassung und Verhaftung Laval) abgespielt hätten, nicht gestatten. (Vgl. Aron a. a. O., S. 612, 626 f., 634.).

Für mich hatte dieses „Eingreifen in die Politik“, wie die deutsche diplomatische Vertretung die Ausführung meines Auftrages auffaßte, noch ein Nachspiel. Die deutsche Botschaft erfuhr sehr bald von meiner Vermittlertätigkeit. Entrüstet beschwerte sich der stellvertretende Botschafter, Gesandter Schleier, beim Ob. West, daß ich unberechtigt in die Belange der Diplomatie eingegriffen hätte. Aber diese Klage machte beim Ob. West keinen Eindruck. Rundstedt schützte mich. Ebenso gekränkt aber zeigte sich der Leiter der Zweigstelle Vichy der Botschaft, Gesandter Krug v. Nidda. Er betonte mir gegenüber, ich hätte ihm noch vor der Abreise von Vichy von dem Auftrag Pétains Kenntnis geben müssen. Ich erklärte ihm jedoch, daß ich allein meinem militärischen Vorgesetzten verantwortlich sei und dessen Entscheidung nicht vorgreifen dürfe. Durch Rundstedts Eingreifen gelang es, die Angelegenheit nicht zur Staatsaktion werden zu lassen; ich war aber seitdem in politischer Ungnade bei der deutschen Botschaft und ihrer Zweigstelle in Vichy. Noch mehr als bisher legte man Wert darauf, mir alle politischen Pläne und Handlungen zu verheimlichen, was jedoch nicht immer gelang. Mir hat dieses Mißtrauen zwar manche Unannehmlichkeit bereitet, aber auch weitgehend meinen inneren Frieden gerettet.

Auch Laval erfuhr bald von der Sache. Er schien die Angelegenheit aber nicht zu tragisch zu nehmen und ließ sich zunächst nichts anmerken. Erst bei Gelegenheit eines späteren Besuchs sagte er einmal in ironischem Tone zu mir: „Ich weiß genau, was damals zwischen Ihnen und dem Marschall besprochen worden ist.“ Laval hatte zweifellos Mittel genug, um stets über die Ansichten und Worte des Staatschefs unterrichtet zu sein.

Pétain hat sich durch den Mißerfolg seines Bemühens nicht auf die Dauer entmutigen lassen<sup>15)</sup>. Er hatte ganz offensichtlich seine Hoffnung auf die Haltung militärischer Kreise gesetzt und versuchte weiterhin, mich in der Frage der Entfernung Lavals ins Vertrauen zu ziehen. Erst

nach den Ereignissen des 20. Juli 1944 hat er seine Hoffnung endgültig begraben.

In einem Punkte allerdings — das muß für die Charakteristik der beiden Staatsmänner abschließend hervorgehoben werden — begegneten sich die Ansichten Pétains und Lavals vollkommen: in ihrer Gegnerschaft zum Kommunismus, von dessen Einfluß sie großes Unglück für Frankreich befürchteten. Diese Besorgnis ließ auch Pétain später noch hoffen, daß wir eine Landung der Alliierten abwehren würden. Zu mir äußerte er einmal seine damit verbundene Sorge: „... denn sonst bekommen wir den Kommunismus.“ Er hegte tiefes Mißtrauen gegen die Absichten der zahlreichen Kommunisten in der Widerstandsbewegung und fürchtete ihren beherrschenden Einfluß nach Beendigung des Krieges. Auch Laval hat einmal in meiner Gegenwart, umringt von einigen in Vichy akkreditierten Diplomaten, nach einem Essen seine Meinung dahin zusammengefaßt: „Wir streiten uns in Europa um den Besitz von Landstücken und sehen nicht die größere Gefahr, die uns alle verschlingen kann, — den Kommunismus.“

Es ist eine besonders tragische Fügung des Schicksals gewesen, daß diese so gegensätzlichen Menschen, die kaum einen der gemeinsamen Schritte ihres Lebens aus den gleichen Gründen getan haben, dem gleichen Schuldspruch verfielen, als ihre Politik, die nach außen hin übereinzustimmen schien, gescheitert war. Beide wurden wegen Landesverrats vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt. Der Marschall war sich dessen bewußt, daß seine Gegner ihn zur Rechenschaft ziehen würden. In den letzten Tagen seines Aufenthalts in Vichy sagte er einmal zu mir: „Mais moi je serais puni.“ — Noch hat niemand die Frage zu beantworten gewagt, welches Schicksal Frankreich hätte erdulden müssen, wenn nicht der greise Marschall für lange Jahre mit dem Gewicht seiner achtunggebietenden Persönlichkeit der Vernichtung seines Landes Einhalt geboten hätte. Ich selbst bin nicht in der Lage, diese andere Möglichkeit zu übersehen.

## Wehrmacht und Partei in Frankreich

Mit der Übernahme meines Amtes in Vichy hatte ich gehofft, einen Beitrag zur Verständigung der beiden Völker leisten zu können. Ich fühlte mich damals noch in Übereinstimmung mit dem erkennbaren Sinn und dem Wortlaut der deutschen offiziellen Verlautbarungen, mit den Weisungen meines unmittelbaren militärischen Vorgesetzten, und ich fand mich schon in den ersten Gesprächen mit Marschall Pétain in meiner Auffassung bestätigt. Von seiner Seite hat sich das auch später kaum geändert. Als ich ihm sagte: „Es muß ein für allemal verhindert werden, daß Deutschland und Frankreich sich in jeder Generation zerfleischen. Es muß eine wirkliche Lösung aller Konfliktstoffe gefunden werden!“ erwiderte er: „Sie haben damit die Grundlinie auch meiner Politik ausgesprochen.“

Der französische Staatschef und ich befanden sich jedoch in einem weittragenden Irrtum über die Grundzüge der Hitler-Ribbentropschen Politik. Wenn ich auch Anlaß genug hatte, deren außenpolitischer Konzeption im ganzen zu mißtrauen, so versuchte ich doch das Frankreich-Problem daraus zu isolieren. Ich glaubte, daß sie vielleicht in diesem Punkte etwas einsichtiger geworden sein könnten, und meinte, daß ihnen schon aus taktischen Gründen daran gelegen sein müsse, mit Frankreich ins reine zu kommen. Meine irriige Auffassung wurde noch dadurch genährt, daß nach dem von Hitler geschaffenen Recht die offiziellen Inhaber der vollziehenden Gewalt in Frankreich von deutscher Seite der Militärbefehlshaber in Frankreich und der Oberbefehlshaber West waren. Gerade von General Heinrich v. Stülpnagel aber wußte ich, daß er ganz ähnlich dachte und auch entschlossen war, sich von niemand das Konzept verderben zu lassen.

Im Verlauf der Ereignisse stellte sich dann immer deutlicher heraus, daß Hitler auch hier sein altes Mittel angewandt hatte, alle Funktionen

und Zuständigkeiten mehrmals zu besetzen, um jeweils den einen durch den anderen ausschalten zu können und die Befehlsgewalt allmählich von der ihm unsicheren Wehrmacht auf die ihm hörigen Personen und Organisationen zu übertragen. So wurde der in der Wehrmacht verbreitete Gedanke der Völkerversöhnung mehr und mehr zunichte gemacht. Der selbst von Dämonen Getriebene konnte oder wollte nicht sehen, daß das Endergebnis dieser ränkevollen und verlogenen, alle gegen alle auspielenden Politik das vollendete Chaos sein mußte. Die Übergriffe der Parteiorgane selbst auf militärisches Gebiet drängten den Einfluß der Wehrmacht ständig zurück.

Wer die sauber und übersichtlich wirkenden graphischen Darstellungen und Karten der Behördenorganisation und ihrer Kompetenzen in Frankreich befragte, der konnte die in der Praxis geradezu allmächtigen Exekutivorgane auf ihnen kaum entdecken. Sie trugen ganz bescheidene Namen, meist mit dem Wort „Einsatz-“ oder „Sonder-“ beginnend. Das „Einsatzkommando des SD“ in Vichy, die Gestapo<sup>16)</sup>, zum Beispiel war dort die wirkliche Herrscherin. Kein französischer Beamter war vor ihren Schergen sicher. Ist es doch sogar vorgekommen, daß der Generalsekretär des Kriegsministeriums, der aktive General Caldaïrou, an seinem Schreibtisch verhaftet wurde. Es bedurfte des sofortigen und energischen Eingreifens der Dienststelle des Deutschen Generals, um ihn wieder zu befreien. Daraufhin erklärte die Gestapo, wie in allen Fällen, in denen sie sich nicht durchsetzen konnte, es handle sich um ein Versehen. Ein anderes Mal beschlagnahmte die Gestapostelle Vichy den gesamten Fahrzeugpark der Admiralität. Die deutsche Waffenstillstandskommission hatte absichtlich alle militärischen Behörden in Vichy von Kontrollen und Abgaben ausgenommen. Ich schritt daher sofort ein, als man sich an mich wandte. Aber schon hatte der SS-Führer alle Wagen zu einer SS-Sammelstelle in Holland gesandt. Er wurde von oben belobt und gedeckt, und es fand sich keine Stelle außerhalb der SS, die sich für kompetent gehalten hätte, ihn zu bestrafen.

15) Für die sich seit September 1943 erneut geltend machenden Bestrebungen Pétains, Laval zu stürzen bzw. ihn als vorgesehenen Nachfolger im Amt des Staatschefs auszuschalten und zu diesem Zwecke durch den geplanten Gesetzesakt vom 12. 11. 43 für den Fall des Ablebens des Marschalls dessen verfassunggebende Gewalt wieder der Nationalversammlung zu übertragen — Bestrebungen, die im Dezember 1953 am Einspruch Hitlers endgültig scheiterten — vgl. Aron a. a. O., S. 633 (mit Fußnote) ft.; Abetz a. a. O., S. 267 ff.

16) Gemeint ist das Einsatzkommando der „Sicherheitspolizei“ (= Gestapo und Kriminalpolizei) und des SD unter einem Kommandeur der Sicherheitspolizei und des SD.“

Die Gestapo arbeitete mit allen Mitteln. So hatte sie auch einen am Tisch des Marschalls Pétain bedienenden Kellner bestochen und erpreßt. Dieser berichtete der Gestapo alle an der Tafel gehörten Gespräche. So kam es zur Verhaftung des Begründers und Leiters der französischen Jugendbewegung, der „Chantiers de jeunesse“, des Generals de la Porte du Theil. Als ich den Führer der Gestapo deswegen zur Rede stellte, erklärte er mir frech, der General habe während eines Essens bei Pétain zu diesem gesagt, im Osten seien die Deutschen am Ende: „Das hat mir genügt, um ihn festzunehmen.“ Der Marschall verlor damit einen seiner aufrechtsten Ratgeber<sup>17)</sup>. Von diesem Tage an wußte ich, daß auch jedes von mir bei einer Einladung beim Marschall gesprochene Wort an die Gestapo berichtet wurde. Daß ich überhaupt die Ehre hatte, Gegenstand des besonderen Interesses der Gestapo, allerdings auch der französischen Polizei zu sein, war mir schon vorher kein Geheimnis.

Später suchte ich den — leider vom Kriegsminister General Bridoux aus seiner Stellung als Generalsekretär entlassenen und verabschiedeten — General Delmotte vor der Verhaftung durch die Gestapo zu bewahren. Es gelang mir nicht. Der General wurde nach quälenden Verhören nach Deutschland verschleppt. Allein schon die Art der Unterbringung des etwa 50 Mann starken Einsatzkommandos des SD war unerhört herausfordernd. Etwa 150 Meter von der Wohnung des Marschalls entfernt, hatte es einen Block von fünf Häusern beschlagnahmt. Der ganze Gebäudekomplex war von einer zwei Meter hohen Betonmauer umgeben worden, auf der Plätze für Maschinengewehre und Scheinwerfer vorbereitet waren. Diese grobe Geschmacklosigkeit war eine ständige Beleidigung für die Vichy-Regierung. Der Führer des Kommandos hieß Geißler, von den Franzosen, in Anspielung auf Schillers „Tell“, Geßler genannt<sup>18)</sup>, ein typischer, persönlich mutiger Haudegen, der 1943 bei einem Überfall durch Partisanen getötet wurde. Sein Nachfolger Bömelburg machte einen etwas menschlicheren und wohlzogeneren Eindruck. Er hatte sich seine Stellung bei der Nazipartei dadurch verdient, daß er den Mörder des Legationssekretärs vom Rath, Grynspan, entdeckt und verhaften lassen hatte.

Im Jahre 1942 erhielt ich einmal vom OKW unmittelbar den Befehl, die obersten französischen militärischen Behörden in Vichy zu revidieren. Diese Anordnung Keitels ging offenbar auf die Initiative der Parteikreise zurück, denen unsere Rücksichtnahme auf Pétain schon lange sehr ungelegen war. Ich erhielt diese Anweisung, als ich mich gerade zu einer für den Abend angesetzten Besprechung bei dem Stellvertreter des Botschafters, dem Gesandten Schleier, in Paris befand. Um 22.00 Uhr fuhr ich mit dem Wagen nach Vichy zurück. Am frühen Morgen ging ich zum Gebäude des Kriegsministeriums, dem Hôtel Thermal, und suchte zunächst den damals noch amtierenden Generalsekretär, General Delmotte, auf. Anschließend nahm ich die vorgeschriebene Kontrolle in allen Dienstzimmern an Hand der aufgestellten Listen vor. Die Überprüfung wurde mir durch größtes Entgegenkommen erleichtert und ergab keine Verstöße gegen die Abmachungen. Sie blieb die einzige in den vier Jahren der Besetzung.

17) An anderer Stelle erörtert der Verfasser einen ebenfalls sehr bezeichnenden Vorfall mit der Gestapo, der in der vom Autor gegebenen Darstellung hier folgt:

„Bei einem gelegentlichen Aufenthalt in Paris — es war, glaube ich, im Frühjahr 1943 — sprach ich den Chef des Generalstabes des Militärbefehlshabers, Oberstleutnant Cossmann, einen Offizier von strengen Auffassungen. „Denken Sie“, sagte er zu mir, welches Ansinnen mir gestern gestellt worden ist!“ Der Leiter der Gestapo habe ihn am Fernsprecher gefragt, ob er ihm einen katholischen Geistlichen stellen könne, der der Madame Giraud die Beichte abhören könne. Sie befinde sich im Gewahrsam der Gestapo und habe den Wunsch ausgesprochen, beichten zu können. Dadurch habe man die Möglichkeit, über den Fall Giraud und seine Zusammenhänge Wichtiges zu erfahren. „Tiefer geht's doch nicht mehr!“ fügte der Oberstleutnant dieser Erzählung mit Empörung hinzu. Heute früh habe er nun den Führer der Gestapo angerufen, um ihm die Antwort auf sein gemeinsames Ansinnen zu geben und habe es mit der Begründung abgelehnt, daß es einen Geistlichen, der das Beichtgeheimnis verletze, nicht gäbe. Was ihm aber der Leiter der Gestapo daraufhin geantwortet habe, übertreffe selbst das Vorhergehende an Niedrigkeit der Gesinnung: Er wisse schon ein Aushilfsmittel: Die Abzeichen eines katholischen Feldgeistlichen könne man ja bei der Heereskleiderkasse kaufen. Einen seiner Beamten, der gut französisch spreche, werde er beauftragen, der Madame Giraud die Beichte abzunehmen. — Ob es so geschehen ist, habe ich nicht erfahren. Möglich ist es jedenfalls. Es ist schon etwas Wahres an der Auffassung, die mir einmal einer meiner Referenten bekundete, als er mir wieder, wie so oft, eine verbrecherische Tat der Gestapo mitteilte und ich ihm sagte: „Ich kann es nicht verstehen, denn solche verkommenen Menschen hat es früher in Deutschland überhaupt nicht gegeben. Das Verhalten dieser Leute widerspricht vollkommen dem deutschen Charakter.“ Worauf mir der vortragende Offizier antwortete: „Ja früher, saßen diese Leute im Zuchthaus, und heute regieren sie uns.“

18) Der Name wird jedoch noch von Aron a. a. O., S. 352, 369 „Geßler“ geschrieben. Richtige Schreibweise bei Mallet a. a. O., II, S. 93 (Kapitel: Les chefs nazis).

In einen immer schärferen Gegensatz zum OKW geriet der schon erwähnte Militärbefehlshaber in Frankreich, General der Inf. Karl Heinrich von Stülpnagel. Ich habe diesen hervorragenden Soldaten, der ein sicheres politisches Urteil besaß, häufig in Paris aufgesucht. Unsere Unterhaltung fand stets unter vier Augen statt, und ich habe dabei sein Wesen, seine Anschauungen, seine Begabung und Leistung eingehend kennengelernt. Er war ein intimer Freund des Leiters der deutschen Widerstandsbewegung, Generaloberst Beck, und selbst ein erbitterter Feind der NSDAP. Schon frühzeitig hat er durch personelle Maßnahmen die Beseitigung des Einflusses der Parteiorganisationen in seinem Befehlsbereich für den von ihm erhofften Augenblick des Umsturzes vorbereitet. Als wertvolle Hilfe diente ihm dabei Oberstleutnant von Hofacker, ein begabter und energischer Württemberger und zugleich eine Persönlichkeit von großer Weltkenntnis, die er sich als weitgereister Vertreter eines großen rheinischen Industriekonzerns erworben hatte. Dieser aufrechte Mann ließ sich nach seiner Verhaftung wegen Teilnahme am 20. Juli auch durch die quälendsten Verhöre der Gestapo nicht einschüchtern. Ihm zum ehrenden Gedächtnis sei einer seiner letzten Aussprüche vor der Untersuchungsbehörde bewahrt: „Hitler ist der größte Verbrecher der deutschen Geschichte.“ — Obwohl Stülpnagel einer der Hauptbeteiligten am Putschplan des 20. Juli war, mich auch genau als Gesinnungsgenossen kannte, hat er mir gegenüber niemals etwas davon erwähnt. Im Gegenteil hat er bei jeder Zusammenkunft, bei der ich mich über das von mir beobachtete Verhalten der Parteistellen in Frankreich beschwerte, abschließend festgestellt: „Ich bin ganz Ihrer Ansicht, aber wir können nichts machen.“ Er wollte niemand durch eine Mitwisserschaft belasten, der nicht im Putschplan eine besondere Aufgabe übernehmen sollte.

Während seiner Tätigkeit hat sich Stülpnagel ständig bemüht, die Sorgen des französischen Volkes nicht über Gebühr zu vermehren. Daß es immer schwieriger wurde, dieses Interesse mit den Bedürfnissen der deutschen Truppen in Einklang zu bringen, wird nur der ganz begreifen, der weiß, wie eingeschränkt er durch das entgegengesetzte und verständnislose Wirken der politischen Stellen bei diesem Bemühen war. „Die Frage der Ernährung in Frankreich haben wir nun endlich gelöst“, sagte Stülpnagel Anfang 1944 erleichtert zu mir, „nur die Verpflegung von Paris bereitet leider noch große Schwierigkeiten.“ Damals hatte allerdings die Zerstörung des französischen Eisenbahnnetzes durch die anglo-amerikanischen Luftangriffe kaum begonnen. Sie machte im weiteren Ablauf eine geregelte Versorgung der französischen Bevölkerung überhaupt unmöglich.

Große Beunruhigung rief in Frankreich die plötzliche Verhaftung zahlreicher Generale hervor. Anlaß dazu war das Entweichen des Generals de Lattre de Tassigny aus dem Gefängnis von Riom. Der ehemalige Kommandeur der 16. Division des Übergangsheeres in Montpellier war wegen seines Versuchs aktiver Gegenwehr beim Vormarsch der deutschen Truppen am 11. November 1942 und wegen des damit begangenen Ungehorsams gegen den Befehl der französischen Regierung von einem französischen Militärgericht zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden. In der ersten Zeit war er in einem Gefängnis in Lyon untergebracht worden, dann wurde er nach Riom überführt. Seine Flucht war natürlich nur durch die Mithilfe des Gefängnispersonals möglich. Die Gestapo wagte nicht, den Fall an Hitler zu melden. Nun aber erfuhr Hitler, daß de Lattre in Nordafrika Truppen aufstelle. In dem darauf folgenden Wutanfall ordnete er an, daß alle französischen Generale, die sich in Frankreich im Zivilverhältnis befanden, zu verhaften und nach Deutschland zu verbringen seien. Das war selbst der Gestapo zuviel. Sie verschoben die Ausführung um einige Wochen und suchten, unterstützt durch Vorstellungen von anderen Seiten, eine Aufhebung des Befehls zu erreichen. Hitler aber bestand auf der Durchführung. Nun wurden die ehemaligen Generale in ganz Frankreich zusammengesucht, in einem Lager bei Compiègne gesammelt und nach Deutschland gebracht, wo sie in guten deutschen Hotels untergebracht wurden, bis sich die Alliierten dem Rhein näherten. Als ich mit dem Generalfeldmarschall von Rundstedt über diese bedauerliche Angelegenheit sprach und dabei erwähnte, daß einer der Generale in Clermont-Ferrand von der Gestapo gefesselt durch die Stadt an die Bahn geführt worden sei, äußerte er sehr überrascht, man habe ihm versichert, es solle sich nur um eine Ehrenhaft für die Generale handeln. Unter den verschleppten

Generalen befand sich sogar ein Achtzigjähriger. Pétain erbat meine Vermittlung für ihn. Trotz sofortiger Bemühungen gelang es erst nach drei Monaten, den alten Herrn in seine Heimat zurückzubringen. Wie sanken meine Hoffnungen auf eine Verständigung der beiden Völker!

Mit der Zuspitzung der inneren Lage und der damit zunehmenden Nervosität der Gestapo fiel mir in stärkerem Maße die Aufgabe zu in Fällen von besonderer Härte zu intervenieren. Leider waren meine Bemühungen nicht immer von Erfolg gekrönt. Das lag nicht nur daran, daß Rundstedt jede Überschreitung meiner Kompetenzen — und dies brachte ja jeder dieser Fälle mit sich — nicht wünschte, sondern weit mehr an der Tatsache, daß auch er, selbst wenn dem Fall ein „militärisches Gesicht“ verliehen werden konnte, mit seinen Vorstellungen oben nicht durchzudringen vermochte. Die radikalen Draufgänger der politischen Stellen dagegen führten in Windeseile Entscheidungen zugunsten ihrer Auffassung herbei. Ich habe nach den lähmenden Erfahrungen mit dem korrekten Dienstweg die einzig mögliche Konsequenz gezogen und, wo es irgend anging, aus eigener Entschliebung und auf eigene Verantwortung eingegriffen. So konnte ich in einigen besonders dringenden Fällen erfolgreiche Hilfe leisten. Es ging dabei zweimal um ein Wettlaufen mit dem Tode. So hatte ein in Südfrankreich wohnender Offizier sich wegen angeblicher Begünstigung der Truppenaufstellung in Nordafrika zu verantworten. Er sollte eine Organisation geschaffen haben, die es jungen Franzosen ermöglichte, über Spanien dorthin zu gelangen. Ohne ausreichende Beweise wurde er zum Tode verurteilt. Oberstleutnant de Goy in Bourges erbat meine Hilfe im Namen der Familie des Betroffenen. Ich mußte, wenn ich noch etwas retten wollte, den direktesten Weg gehen. Sogleich ließ ich mich mit dem Oberbefehlshaber der Armee in Avignon, General von Sodenstern, verbinden und trug ihm den Fall in bewegten Worten vor. Dieser verständnisvolle Offizier nahm sich sofort der Angelegenheit an und kassierte das Urteil wegen mangelnder Beweise. Der Fall wurde dann zu erneuter Verhandlung dem Gericht der Kommandantur von Paris überwiesen. Dort fand eine neue Untersuchung statt und dank eines gerechten Richters erfolgte ein Freispruch.

Im Jahre 1942 war ein Arzt zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden, weil er sich über die Verschickung zur Arbeit nach Deutschland abfällig geäußert hatte. Auch in diesem Falle überbrachte mir Oberstleutnant de Goy das Ersuchen um Hilfe von seiten der Familie. Der zuständige Vorgesetzte des Gerichts war der Militärbefehlshaber General Heinrich von Stülpnagel. Ich fuhr nach Paris und trug diesem die Bitte vor, das Urteil aufzuheben. Damit stellte ich eine schwere Anforderung an sein rechtsempfindendes Gewissen, denn das Urteil war nach geltendem Recht und Gesetz zustande gekommen. Es mußte ein hinreichender Begnadigungsgrund gefunden werden, was auch gelang, nachdem Stülpnagel den Fall an sich gezogen hatte. Er sprach eine restlose Begnadigung aus.

Die harmloseren Fälle gehörten bald zu unserem Tagewerk. Ein bezeichnender Fall, der, rückblickend, nicht ohne Humor ist, mag hier für viele stehen: In einer Familie eines französischen Alpenkurortes sollte die Hochzeit der Tochter stattfinden. Das Haus und seine Bewohner waren mir auf einer Dienstreise bekannt geworden. Eines Tages erhielt ich von der Mutter der Braut einen Anruf. Sie klagte, die Hochzeit, zu der schon alle Vorbereitungen getroffen seien, werde durch einen Zwischenfall in Frage gestellt. Der zukünftige Schwiegervater der Braut sei in Marseille von der Gestapo verhaftet worden. Er habe ein südliches Aussehen und würde deshalb von den Schergen der Gestapo für einen Juden gehalten. Die sehr gründliche Leibesvisitation schien diesen Verdacht zu bestätigen, und bei der Ahnungs- und Skrupellosigkeit dieser „Behörde“ konnte die Sache gefährlich werden. Ich rief sofort den deutschen Generalkonsul in Marseille, den bekannten früheren U-Bootkommandanten Freiherrn von Spiegel an, der meine Bestrebungen auch in anderen Fällen unterstützt hatte. Durch dessen Eingreifen konnte der Irrtum noch rechtzeitig aufgeklärt werden und die Hochzeit zum festgesetzten Termin stattfinden. So unbedeutend der hier geschilderte Fall an sich erscheinen mag, so zeigt er doch die weitgehende Rechtsunsicherheit und die Autonomie einer Schnell-„Justiz“, denen die Bevölkerung in der letzten Besetzungszeit ausgesetzt war. Da die Gestapo mit vielen gedungenen Elementen der französischen Halb- und Unterwelt arbeitete, konnte eine unvorsichtige Äußerung schwere Fol-

gen haben. Haussuchungen und Beschlagnahmen mehrten sich, und gerade diese Maßnahmen haben die Abwehrfront zusammengeschweißt, der sich zum Schluß der Deutsche gegenüber sah. Auch die Friedfertigen nahmen an der allgemeinen Empörung teil, und das selbstverständliche Einverständnis, das schließlich fast alle Franzosen verband, machte die Lage der Vichy-Regierung zu einer Unmöglichkeit und stellte auch die den Ausgleich suchenden militärischen Stellen vor unlösbare Aufgaben.

Wie undurchsichtig die Verhältnisse waren, erlebte ich bei der Heimkehr des Generalresidenten von Tunesien, Admiral Esteva, im Mai 1943. Dieser hatte auf seinem Posten bis kurz vor dem Einrücken der alliierten Streitkräfte ausgehalten. Ein deutsches Flugzeug sollte ihn nach Frankreich zurückbringen. Bei einer Zwischenlandung in Rom wurde er noch mit militärischen Ehren empfangen. Der Gesandte Krug von Nidda und ich erhielten die Anweisung, ihn bei seinem Eintreffen in Vichy, wo er sich bei Pétain melden wollte, auf dem Flugplatz offiziell zu begrüßen. Nachdem wir dort einige Stunden gewartet hatten, erfuhren wir endlich, daß das den Admiral befördernde Flugzeug von Rom noch nicht gestartet sei. Kurze Zeit, nachdem ich in meine Wohnung zurückgekehrt war, kam der Gesandte mit der Nachricht, daß das Flugzeug nun von Rom abgeflogen sei. Er habe aber das Gefühl, es sei nicht zweckmäßig, daß wir zu dessen Eintreffen nochmals hinausführen. Was war geschehen? Beim Auswärtigen Amt und der Gestapo waren plötzlich Zweifel darüber entstanden, ob Esteva sich während der Kämpfe in Tunesien gegenüber unseren Truppen loyal verhalten habe. Infolgedessen wurde er in Vichy sogleich von einem Beauftragten der SD abgeholt und im Kraftwagen nach Paris gebracht. Dort wurde er unter der Verantwortung der deutschen Botschaft einige Zeit im Hôtel Ritz in einer Art von Ehrenhaft gehalten. Er protestierte lebhaft und erreichte, daß ihm nach etwa einer Woche dieses unfreiwilligen Aufenthalts ein Flugzeug nach Vichy gestellt wurde. Nun erhielt ich den Befehl, für einen möglichst feierlichen Empfang zu sorgen. Die zahlreich Erschienenen, französische Vertreter, die Zweigstelle der Botschaft, der Stab des italienischen Generals und der meinige waren gruppenweise in einem Gliede angetreten. Ich begrüßte den Admiral am Flugzeug und schritt mit ihm die lange Front der Erschienenen ab. Anschließend suchte der Admiral den Marschall auf. Man kann sich leicht in die Gefühle des Admirals versetzen, der diesen wechselnden Behandlungen ausgesetzt war. Die Behörden der Vierten Republik haben ihn offenbar der Unterstützung der deutschen Truppen für schuldig befunden, denn er wurde nach dem Kriege verurteilt.

Aber auch in anderer Hinsicht hat sich die deutsche Führung psychologisch vergriffen. Es war zwar noch durchaus in der Ordnung, daß französische Offiziere und Mannschaften, die sich in dem letzten Stadium der italienisch-deutschen Kämpfe um Nordafrika bei der Verteidigung ihrer eigenen Kolonie ausgezeichnet hatten, in Vichy unter Beteiligung deutscher und italienischer Abordnungen sowie aller fremden Militärattachés empfangen wurden und ihnen in einer feierlichen Kundgebung am Denkmal der Gefallenen des ersten Weltkriegs durch den Staatssekretär des Kriegsministeriums und im Beisein Lavals das Kreuz der Ehrenlegion verliehen wurde. Aber es mußte befremdend, ja verletzend für das französische Gefühl wirken, daß man auf den Gedanken kam, einigen französischen Offizieren, die in Rußland als Angehörige der légion antibolchévik gekämpft hatten, das Eiserne Kreuz zu verleihen. Mir wurde diese peinliche Aufgabe einmal zuteil. Dazu war ein Ersatztruppenteil im Hof eines öffentlichen Gebäudes in Montargis angetreten. Ich hielt eine französische Ansprache, der ich den leitenden Gedanken zugrunde legte, daß die Abwehr gegen den Bolschewismus eine Aufgabe sei, in der die Völker zusammenstehen müßten und daß sie sich in diesen Kämpfen als gute Franzosen erwiesen hätten, was sie stets sein und bleiben sollten. Die Aufstellung dieser légion war übrigens merkwürdigerweise das Werk der Deutschen Botschaft in Paris. Sie war ein Beispiel für die Einmischung dieser Behörde in militärische Belange, die das OKW damit quittierte, daß sie den Verband erst spät anerkannte.

Die angeführten Beispiele können die unerhörten Spannungen, die sich in Frankreich entwickelt hatten, nur schlaglichtartig charakterisieren. Alle guten Ansätze zu einer Volksverständigung, zu gutem Ein-

vernehmen zwischen Bevölkerung und Besatzungsmacht schienen ausgelöscht. Von einer Einheitlichkeit deutscher Willenskundgebungen konnte, seitdem auch in Frankreich die Partei die volle Macht übernommen hatte, kaum mehr die Rede sein.

Es klingt heute billig, weil allzu viele es für sich geltend machen, daß es eine schwierige, aber oft die richtige Entscheidung gewesen sei, auf dem Posten auszuharren, auf den einen das Schicksal gestellt hatte. Doch glaube ich, daß es für nur ganz wenige, für ganz besondere, einen anderen Weg gab. Fast unmerklich, von Tag zu Tag mehr, fanden wir älteren Offiziere uns in eine Opposition gedrängt, die als Begriff schon schlechthin die Aufhebung alles dessen bedeutete, was uns in unserem ganzen Berufsleben begleitet hatte und in Fleisch und Blut übergegangen war. Der deutsche Offizier stand nach 1918 noch ganz in der festgefühten Tradition der preußisch-deutschen Armee, deren höchster Begriff der selbstlose Dienst für das Vaterland war. Aber dieser Dienst war stets von dem beinahe selbstverständlichen Bewußtsein seiner inneren Rechtfertigung getragen. Das kam in den Worten „Mit Gott“ zum Ausdruck, auf die der Dienst aufgebaut war. Wir konnten deshalb „unpolitisch“ sein wollen, unpolitisch allerdings mehr in dem Sinne, daß wir weder einer Partei, noch einer Klasse dienen wollten. Trotz des zweifellos oft wachen politischen Interesses hat dieses Prinzip dann zu einer Selbstausschaltung der Wehrmacht als Machtfaktor im Staate geführt. Das konnte Hitler für seine Pläne nur willkommen sein. Er mußte nur gerade so viele Menschen aus dem Kreis der Offiziere für sich gewinnen, als zur Kontrolle des Ganzen nötig erschienen. Die wirkliche Revolutionierung des Offizierkorps ist dann schrittweise, durch die Vergrößerung und Aufblähung von unten erfolgt.

So war das Offizierkorps nicht mehr das gleiche wie 1934 oder 1939. Es umschloß viele ausgesprochene Parteigänger Hitlers und viele, die sich leicht führen ließen, gelockt von Möglichkeiten, die Hitlers Beförderungssystem und Auszeichnungen aller Art eröffneten. Es dauerte einige Zeit, bis man bei Menschen, die man nicht schon länger kannte, wußte, wes Geistes Kind sie waren. Dennoch war der Kreis derjenigen, die keine Fortsetzung des Krieges, sondern eine Beseitigung des Hybris-Regimes in Deutschland wünschten, bald so groß, daß die Hoffnung, diesen Gedanken zur Tat werden zu lassen, nicht mehr utopisch erschien.

Ich selbst habe mich im August 1943 im Auftrage mehrerer Generale zu Rundstedt begeben, um ihm aufs eindringlichste nahezu legen, daß nun gehandelt werden müsse und daß es seine Pflicht sei, aktiv gegen Hitler vorzugehen. Ein Plan war, das Westheer in der Art, wie es unter römischen Prokonsuln einige Male geschehen ist, als autonom zu erklären und mit ihm gegen Berlin zu marschieren. Man glaubte für diesen Fall durch die Vermittlung des englischen Botschafters in Madrid, Sir Samuel Hoare, Verständnis bei den Alliierten zu finden. Diese Möglichkeit mußte jedoch schon deshalb ausscheiden, weil die Truppen dafür nicht sicher genug in der Hand der Führung waren. Es blieb also, wie ich

Rundstedt vortrug, nur der Weg einer unmittelbaren Intervention bei Hitler. Rundstedt hörte mich ruhig an und gab mir zur Antwort, daß Falkenhausen<sup>19)</sup> ihm vor wenigen Tagen dasselbe Ansinnen gestellt habe. Diese Vorschläge seien zwecklos. Es sei unmöglich, Hitler unter Druck zu setzen. „Man wird mich an die Wand stellen. Damit kommt Ihr aber keinen Schritt weiter.“ Ich drang noch stärker in ihn: „Herr Feldmarschall! Das deutsche Volk wird Sie dereinst zur Verantwortung ziehen, wenn sie jetzt nicht handeln!“ Aber weder dieses Argument noch der wiederholte Hinweis darauf, daß ich nicht nur für meine Person, sondern im Auftrage mehrerer Generale zu ihm spreche, konnten ihn von seinem Standpunkt abbringen, daß die Lage durch seine Vorstellungen bei Hitler nicht gebessert werden könne und daß auch ein Opfer seiner Person keinen Erfolg zeitigen würde. Stark beeindruckt von meinem Mißerfolg verließ ich das Dienstzimmer Rundstedts. Im Vorzimmer beklagte ich mich bei dem Adjutanten, Major von Salviati, von dem ich wußte, daß er ein ausgesprochener Feind des Nationalsozialismus war, und der auch später wegen seiner Beteiligung am 20. 7. 1944 hingerichtet worden ist. Er sagte mir, daß auch er nichts sehnlicher wünsche als die Liquidation Hitlers. Er müsse aber der Auffassung Rundstedts beipflichten, denn er kenne die Verhältnisse im Führerhauptquartier genau und wisse, daß Rundstedt als von der Front kommender Heerführer bei Hitler nichts ausrichten könne, falls er überhaupt vorgelassen würde. Auf Äußerungen, die über die militärischen Kompetenzen hinausgingen oder Kritik an seiner Kriegführung übten, würde sofort mit einer Verabschiedung, nach außen hin wegen Krankheit, oder gar mit einer Beseitigung Rundstedts reagiert werden. Heute weiß die Welt, daß Rundstedt und Salviati recht hatten. Daß ich mit meiner Forderung an Rundstedt im Jahre 1943 in seinen Augen nicht unter den Begriff des „Rebellen“ fiel und verhaftet wurde, entsprach nicht etwa nur dem persönlichen Verhältnis, das mich mit Rundstedt verband, sondern ist ein Beweis dafür, daß derartige Gedankengänge im verantwortungsbewußten Kern des Offizierkorps geläufig waren. Man hatte Hitler nun wirklich als Wortbrüchigen, als Verbrecher am deutschen Volke erkannt. Konnte jemand erwarten, daß man ihm noch den Diensteid hielt?

Allein die Tatsache, daß unser Deutschland, daß unsere Kameraden, das Leben unserer Frauen und Kinder, auch weiter von unserem Tun abhängen, daß ihr Schicksal mitbestimmt war von Hitlers Krieg, zwang uns in den Dienst zurück. Dieser Dienst litt unter dem ständigen Widerstreit der Gefühle, unter dem Zusammenprall des äußeren Befehls mit den ewig gültigen Gesetzen in uns. Er konnte nur noch eines bedeuten: ausharren, schützen, verhindern, ausgleichen, dann und wann an einen Rest von Vernunft appellieren und — zusammenstehen, ein bitteres Ende erwartend. Wer weiß die Summe des Leids, des Verzichts, der Seelenqual, die dieser Dienst von seinen Trägern gefordert hat?

19) General d. Inf. Frhr. von Falkenhausen, Militärbefehlshaber in Belgien und Nordfrankreich.

GEORG STADTMULLER

## Der Partisanenkrieg in Südgriechenland

In den Berglandschaften der inneren Balkanhalbinsel spielt seit Jahrhunderten die Gestalt des „edlen Räubers“ eine historische Rolle wie kaum sonst wo in Europa. Was in Andeutungen schon seit der römischen Kaiserzeit da und dort beobachtet werden kann, entfaltet sich in den Jahrhunderten der türkischen Fremdherrschaft zu einer festen gesellschaftlichen Erscheinung, die aus der balkanischen Innengeschichte nicht weggedacht werden kann: das heldische Räubertum mit politischer Färbung. Vor den Bedrückungen türkischer Steuereintreiber und vor der Willkür türkischer Grundherren flohen viele Christen, vor allem junge Männer, „in die Berge“, von wo aus sie den Kampf gegen die verhaßte Zwingherrschaft führten. Bei den Griechen nannte man sie „Klephten“ (d. h. „Diebe, Räuber“), oder „Andarten“ („Aufständische“), poetisch auch „Pallikaren“ („Heldenhirschen“), weiter nördlich bei den Serben und Bulgaren „Haiduken“. Diese Freischärler, deren Taten von der Volksdichtung verherrlicht wurden, lebten unter dem Befehl eines Kapitän oder „Harambascha“ oben in den Bergen, von wo aus sie in blitzschnellen Überfällen den Türken immer wieder zusetzten. Im Winter, wenn ihnen der Schneefall das Leben auf den Almen unmöglich machte, fanden sie in Klöstern oder entlegenen Dörfern ihren Unterschlupf. Im Frühling begann dann wieder der Kleinkrieg.

Diese nationalen Freischaren sind seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts eine ständig wachsende Bedrohung der türkischen Herrschaft geworden. Die Paschas, die als Statthalter in den Provinzen Rumeliens, wie man damals den Großteil der Balkanhalbinsel nannte, geboten, sind trotz aller Anstrengungen dieser Gefahr nie Herr geworden. Jede der zahlreichen Strafexpeditionen war ein Stoß ins Leere. Die Haiduken, Meister des Kleinkrieges, wichen jeder großen bewaffneten Machtprobe aus — in die Weiten der Hochgebirge, wo ihnen reguläre Streitkräfte niemals beikommen konnten. Die Türken trafen leere Dörfer an. Sie konnten ihren Marschweg mit verbrannten Häusern und entehrten Frauen bezeichnen, die Haiduken bekamen sie nicht zu fassen. Waren die Strafexpeditionen vorbeigerollt, dann blieben die

Haiduken wieder die eigentlichen Herren im Lande.

Dieses heldische Räubertum ist nur verständlich auf dem Hintergrund der örtlichen Selbstverwaltung, die sich auch unter türkischer Fremdherrschaft in vielen Bergkantonen ebenso wie auf den griechischen Inseln behauptet hatte. Die christliche Bevölkerung hatte sich dort unter der türkischen Herrschaft eine Sonderstellung bewahrt. Sie war von Steuern befreit und durfte Waffen tragen. Als Gegenleistung hatte sie die Sicherung der durchziehenden Straßen zu übernehmen. An der waffenstolzen Bevölkerung der Bergkantone und an den abenteuerfrohen Bewohnern der ägäischen Inselwelt fand das heldische Räubertum zu allen Zeiten seinen Rückhalt.

Da die türkische Herrschaft nicht imstande war, die Haiduken und Klephten zu unterdrücken, blieb nichts anderes übrig, als sie zu Verbündeten zu gewinnen. Das Mittel dazu war die Aufstellung der sogenannten „Armatolen“, die als örtliche Milizen bereits im ausgehenden Mittelalter nachweisbar sind. Ihr Hauptverbreitungsgebiet war das nördliche und mittlere Griechenland, aber auch in den slawischen Berglandschaften Mazedoniens und Bulgariens gab es ähnliche Einrichtungen. In den schwer zugänglichen Bergkantonen an der thessalisch-mazedonischen Grenze scheinen diese Armatolen-Milizen von den osmanischen Eroberern schon bei ihrer Herrschaftsübernahme im 15. Jahrhundert angetroffen worden zu sein. Die osmanische Herrschaft hat die kriegerischen Bewohner zunächst in ihren alten Rechten anerkannt und dann sogar begünstigt. Die Bergkantone der Armatolen waren in ihrer

Blütezeit in vierzehn, später in zehn bis zwölf, dann wieder in sieben „Armatoliken“ gegliedert. Die Armatolen-Milizen waren einem osmanischen „Derwendschi-Pascha“ unterstellt, dessen Rang, wie schon der Titel andeutet, wohl in Nachbildung des byzantinischen Kleisurarchen geschaffen worden war (beide Titel bezeichnen einen „Befehlshaber der Pässe“). Die Armatolen-Milizen hatten als eine Art Gendarmerie vor allem die Sicherheit auf den Verkehrsstraßen und Gebirgspässen zu gewährleisten. Daneben hatten sie auch die Aufgabe, gefährliche Klephten, deren man nicht Herr werden konnte, in Dienst zu nehmen. Die Führer der Armatolen-Milizen, „Kapitanoi“ oder „Protatoi“ genannt, übten die tatsächliche Macht in ihren Landschaften aus, sie waren die anerkannten Führer der waffentragenden Teile der christlichen Untertanenschaft (Rajah).

Da aber schließlich auch die Armatolen der osmanischen Zentralgewalt gefährlich zu werden drohten, bemühte sich die Sultansregierung seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts, sie zu unterdrücken. Man versuchte, sie durch albanisch-muslimische („arnautische“) Söldnertruppen zu ersetzen. Dadurch wurde nun das Armatolentum genötigt, sich den Klephten (Haiduken) anzunähern. So nahm das Klephtentum im 18. Jahrhundert erneut einen großen Aufschwung. Der Unterschied zwischen Armatolen und Klephten begann sich zu verwischen. Der Kleinkrieg der Klephten und Haiduken wurde nunmehr erst recht zu jener nationalen Einrichtung, die die beste Kriegsschule zur Vorbereitung der kommenden großen Freiheitskämpfe war.

### „Wie lang noch, Pallikaren . . .“

Der jahrhundertelange Klephtenkampf leitet unmittelbar zum großen griechischen Freiheitskrieg über. Am deutlichsten wird dies an der Gestalt des jungen griechischen Freiheitsdichters Rigas Pheraios Welestinlis (1757–1798), der zusammen mit sieben Gesinnungsgenossen von türkischer Henkershand starb. Seine volkstümlichen Lieder, die sich an die Weise der Klephtendichtung anlehnen, haben sich rasch

überall verbreitet, wo Menschen griechischer Zunge wohnten. In einem seiner schwungvollsten Lieder fordert er seine unglücklichen Landsleute auf, nunmehr der Schmach der vielhundertjährigen Unterjochung ein Ende zu machen und zum Sturme auf die „Stadt der sieben Hügel“ (Konstantinopel) sich zu erheben. Es schließt mit der klassischen Erinnerung an

Leonidas und die Thermopylen. Noch volkstümlicher wurde sein „Kampflied“:

„Wie lang noch, Pallikaren, wollt in den Schluchten ihr

wie Löwen einsam hausen im Feld- und Bergrevier?

Wie lang in Höhlen hausen, im dunklen Waldeszelt,

in Furcht der bitteren Knechtschaft entfliehn dem Licht der Welt?

Wie lang die Brüder hassen, Eltern und Vaterland,

die Freunde und die Kinder, des Hauses ganzen Stand?

Ist schöner eine Stunde des freien Daseins doch als lange tausend Jahre in hartem Sklavenjoch!“

Bis tief ins 19. Jahrhundert hinein haben Haiduken und Klephten eine historische Rolle gespielt. Der albanische Usurpator Ali-Pascha von Janina, der sich im Kampfe gegen die osmanische Zentralgewalt in Konstantinopel zu Anfang des 19. Jahrhunderts einen faktisch selbständigen Staat in Nord- und Mittelgriechenland (mit der Hauptstadt Janina) aufrichtete, hat die Klephten abwechselnd unterdrückt und dann wieder als willkommenen Waffengenossen gegen die Osmanen verwandt. In den Freiheitskämpfen, in denen sich Serben und Griechen und ihnen bald nachfolgend auch die anderen Balkannationen von der türkischen Fremdherrschaft befreiten, hat das haidukische Element eine große Rolle gespielt. So hatten in dem großen griechischen Freiheitskrieg (1821–1829) Tapferkeit und Kriegserfahrung der rumeliotischen und moreotischen Klephten großen Anteil an der Behauptung gegen die

türkisch-ägyptische Übermacht. Ohne sie wäre der griechische Widerstand erdrückt worden, bevor die christlichen Großmächte 1827 in der Seeschlacht von Navarino eingriffen.

Aber überall zeigten sich nach der Erringung der Eigenstaatlichkeit auch die politischen Schattenseiten des Haidukentums. Diese Krieger, die seit Jahrhunderten ihr Leben „in den Bergen“ im Kampfe gegen eine verhaßte Fremdherrschaft zugebracht hatten, waren weder imstande noch gewillt, sich friedlich in die neue Staatsordnung mit Polizei und Gericht einzufügen. Als in Griechenland König Otto von Wittelsbach mit Hilfe seiner bayerischen Berater daran ging, geordnete staatliche Verhältnisse zu schaffen, traf er vor allem auf den Widerstand der Klephturie. Sie entartete nunmehr zum wüsten Räuberwesen. Dieser Plage, unter der die friedliebende Landbevölkerung schwer zu leiden hatte, wurde man dann Herr durch ein Mittel, das durchaus an die Armatolen-Milizen der osmanischen Zeit erinnerte: man gründete 1833 ein Gendarmeriekorps von 1200 Mann. Sein erster Führer war der französische Philhellene Graillard. Die Offiziere wurden aus Pallikaren genommen, die sich im Freiheitskrieg ausgezeichnet hatten. Der hohe Sold und die Beibehaltung der nationalen Tracht und Bewaffnung lockten viele Klephten in dieses Korps, das sich große Verdienste um den Aufbau der neuen staatlichen Ordnung in Griechenland erwarb. So hatte man in kluger Weise der Unzufriedenheit der Klephten das erforderliche Ventil geöffnet. Ähnliche Erscheinungen zeigten sich auch in den anderen jungen Balkanstaaten. Sie mußten alle einen schweren Kampf um die Einfügung dieser unbändigen Elemente in die neue staatliche Ordnung führen.

## „Partisanen“

Manche dieser Erscheinungen lebten dann ruckartig wieder auf, als der zweite Weltkrieg ähnliche Situationen brachte. Nach dem deutschen Balkanfeldzug im April und Mai 1941 gerieten Jugoslawien und Griechenland unter deutsche Besetzung. Die verkehrsfernen Berglandschaften blieben außerhalb der Kontrolle der Besatzungsmacht. Dort — vor allem in dem bosnischen Gebirgsdreieck — bildeten sich schon im Herbst 1941 kleine Widerstandsgruppen, die von seiten der deutschen und italienischen Besatzungsmacht zunächst wenig beachtet wurden. Ausgangspunkt dieser Entwicklung waren Bosnien und Montenegro, von wo aus die Bewegung während des Jahres 1942 nach allen Seiten sich ausbreitete. Zu Ende des Jahres 1942 war auch Nordgriechenland — die Heimat der kampfberühmten Armatolen-Milizen — von dieser Bewegung erfaßt, zu Beginn des Jahres 1943 folgte Mittelgriechenland, während der Peloponnes bis zum Spätsommer 1943 partisanenfrei war. Die italienische Kapitulation am 8. September 1943 hat dann große Bestände an Waffen und Munition in die Hände der Partisanen fallen lassen, deren mili-

tärische Kampfkraft dadurch mit einem Schlag mächtig zunahm.

Man hat diese balkanischen Banden entsprechend dem Sprachgebrauch an der Ostfront als „Partisanen“ bezeichnet, man sah in ihnen zunächst nur ein Gegenstück zu den russischen Partisanen. Dann wurde aber nach und nach klar, daß das Bild dieser balkanischen Widerstandsgruppen viel bunter war. Königstreue Gruppen standen neben „national-liberalen“ und kommunistischen. Schärfere Beobachter erkannten bald, daß in der Verfassung dieser Banden gewisse Züge des altbalkanischen Haidukentums wieder auflebten. Die Führer dieser Gruppen wurden als „Kapitäne“ oder „Woiwoden“ bezeichnet, manche führten Decknamen aus der Heldenzeit der nationalen Freiheitskriege (so z. B. Kolokotronis, Kanaris), die Bandenangehörigen nannten sich mit einem Ehrennamen aus dem großen Freiheitskrieg „Andarten“ („Aufständische“), die Mannschaften wurden als „Momken“, „Junaken“ oder „Pallikaren“ bezeichnet, ihre Kriegstaten im Kampf gegen die Besatzungsmächte wurden von Sängern im Stil der alten Heldenlieder verherrlicht.

Die Führer der Bandengruppen — nicht nur der nationalen, sondern aus taktischer Klugheit auch die Führer der kommunistischen Gruppen — haben bewußt an diese nationalen Traditionselemente angeknüpft. Die kommunistische Infiltration brachte in dieses Wiederaufleben altbalkanischer Formen eine neue Note. Es zeichnete sich seit 1943 ein klares Gegenüber von nationalen und kommunistischen Banden ab. Auch diese letzteren gebärdeten sich „national“, auch sie knüpften mit Vorliebe an die Erinnerungen der Freiheitskämpfe an, sie stellten repräsentative nationale Persönlichkeiten — Offiziere, Geistliche, Dichter — heraus (z. B. den Metropolitan von Pyrgos), sie feierten die nationalen Gedenktage, sie verliehen ihren Banden die Namen nationaler Regimenter. So gelang es ihnen, Jahre hindurch weite Teile der friedliebenden Bevölkerung über ihren kommunistischen Charakter zu täuschen. Aber auch die Politik der Westalliierten hat sich über den kommunistischen Charakter dieser Banden verhängnisvolle Illusionen gemacht — bis 1945.

Die Entwicklung ist allenthalben im Balkan ähnlich verlaufen. Die einzelnen Landschaften unterschieden sich nur nach dem Zeitpunkt des Einsetzens und nach der Intensität, die der Partisanenkrieg schließlich erreichte. Im allgemeinen wies — so wie schon im Haidukentum der Türkenzeit — die Entwicklung ein klares Gefälle von Norden nach Süden auf. Im Norden — in Montenegro und Bosnien — lag das Ursprungszentrum des balkanischen Partisanenkrieges, von dort drang die Aufstandsbewegung stufenweise nach Süden vor. Der Peloponnes als äußerste Südlandschaft wurde erst mit einer Phasenverspätung von zwei Jahren erfaßt. Dann hat freilich auch diese Landschaft alle Scheußlichkeiten balkanischen Bürgerkrieges in geradezu exemplarischer Schärfe kennengelernt.

Im Frühjahr 1943 war die Lawine des Partisanenkrieges nach Mittelgriechenland vorge rollt. Die Berglandschaften um die südlichen Ausläufer des Pindus wurden gefürchtete Partisanengebiete. Die partisanische „Bergregierung“, die den Anspruch erhob, als legitime Vertretung des „freien“ Griechenland zu sprechen, saß lange Zeit in dem mittelgriechischen Gebirgsstädtchen Karpenision. Zu dieser Zeit gab es auf dem Peloponnes noch keinerlei Anzeichen einer ernsteren Partisanenbewegung. Zwar wußten die italienischen Besatzungsbehörden von gelegentlichen Zusammenstößen mit bewaffneten Einwohnern zu berichten, aber dabei handelte es sich offensichtlich um örtliche Zwischenfälle — zum Teil veranlaßt durch Requirierungsmißbräuche —, denen keine größere Bedeutung beizumessen war. Schärfere Beobachter fürchteten freilich schon damals, daß über kurz oder lang die Lawine des Partisanenkrieges auch den bis dahin noch friedlichen Peloponnes erfassen würde.

Bis zum April 1943 war der Peloponnes ausschließlich von Italienern besetzt. Nur rings um die Küsten lagen einzelne kleine deutsche Marine- und Funktrupps. Als dann im Mai und Juni 1943 zum ersten Male wieder größere

deutsche Truppenverbände in das Land kamen (1. Panzer-Division, 117. Jäger-Division), da wurden sie von der Bevölkerung freudig begrüßt. Die Griechen hofften, daß nunmehr die unbeliebten italienischen Besatzungstruppen über kurz oder lang völlig aus dem Lande verschwinden würden. Um so größer war die Enttäuschung, als diese Hoffnung nicht in Erfüllung ging. Noch blieb das Land ruhig. Aber bereits im Juli und August 1943 ereigneten sich die ersten größeren Zwischenfälle gegenüber den Italienern. Die schwache Besatzung des italienischen Stützpunktes Leonidion in der ostpeloponnesischen Berglandschaft Kynurien wurde von einer stärkeren Andartengruppe angegriffen, belagert und schließlich zum Abzug über See genötigt. In der Nähe des Städtchens Maseika (in Achaia) wurden einige italienische Soldaten, die sich an griechischen Frauen vergangen hatten, ermordet. Daraufhin wurde im Zuge einer „Vergeltungs“-Expedition das Dorf zerstört. Im Hinterland von Patras wurde eine italienische Kompanie von Andarten eingeschlossen und zur Waffenstreckung gezwungen. Sie wurde der Waffen und Uniformen beraubt und in diesem jämmerlichen Aufzug nach Patras zurückgeschickt.

Das war das Vorspiel zu dem Schlimmeren, das bald kam. Die griechische Bevölkerung versuchte vergeblich, die Unterstützung deutscher Dienststellen gegen gelegentliche italienische Übergriffe zu erreichen. Den deutschen Dienststellen waren die Hände gebunden, da sie politische Rücksicht auf die bekannte Empfindlichkeit der italienischen Bundesgenossen nehmen mußten. Die deutschen Soldaten blieben vor Überfällen zunächst noch verschont. Als im Sommer 1943 im nordwestlichen Küstengebiet des Peloponnes einige Soldaten eines deutschen Vermessungstrupps, die irrtümlich für Italiener gehalten worden waren, gefangen genommen wurden, war den Andarten dieser Irr-

tum nachträglich sehr peinlich. Sie ließen die Deutschen frei, beschenkten sie und schickten sie mit einem Entschuldigungsschreiben zum nächsten deutschen Kommandanten zurück.

Nachdem die griechische Bevölkerung sich monatelange in der Hoffnung gewiegt hatte, es werde gelingen, nachhaltige deutsche Unterstützung gegen die unbeliebten Italiener zu gewinnen, schwenkte die öffentliche Meinung im August 1943 um und nahm von da an in wachsendem Maße auch gegen die deutsche Besatzungsmacht Stellung. Das enge Zusammenwirken der deutschen und italienischen Besatzungstruppen war offenkundig. Die Abneigung gegen die Italiener übertrug sich nunmehr auch auf ihre deutschen Verbündeten. Bald kam es zum ersten blutigen Zwischenfall. An der Gebirgsstraße zwischen Tripolis und Olympia wurden zwei Kraftfahrer von Andarten erschossen. Das war für die deutschen Besatzungstruppen ein unüberhörbares Alarmsignal. Bis dahin war es für deutsche Soldaten noch möglich gewesen, unbewaffnet und einzeln durch das Land zu fahren. Nunmehr — seit August 1943 — war nur noch das Fahren im bewaffneten Geleit von mehreren Fahrezügen möglich.

Damals wäre es auf dem Peloponnes vielleicht noch an der Zeit gewesen, die weitere Entwicklung des Partisanentums zum vollen Partisanenkrieg aufzuhalten. Für eine solche Aufgabe hätten noch verhältnismäßig geringfügige einheimische Kräfte genügt. Der größte Teil der griechischen Bevölkerung war loyal bestrebt, mit der Besatzungsmacht, die wohl oder übel im Lande war, bei der Aufrechterhaltung von Ordnung und Sicherheit zusammenzuarbeiten. Das besitzende Bürgertum in den Städten und die friedliebende kleine Bauernschaft in den Dörfern hatten die Entfesselung eines Bürgerkrieges in gleicher Weise zu fürchten. Die Zahl der Andarten war noch klein.

## Oberst Dionysios Pagadongonas

Ein alter griechischer Offizier, der den Kommunismus haßte und die kommunistische Infiltration der „nationalen“ Andartengruppen mit argwöhnischen Augen beobachtete, suchte damals Fühlung mit der deutschen Besatzungsmacht zu gewinnen: der Oberst Dionysios Pagadongonas. Er stammte aus Lakonien und war wie die Mehrzahl seiner lakonischen Landsleute ein überzeugter königstreuer Nationalist. Aus unmittelbarer Anschauung der Entwicklung, die sich in den vergangenen Jahren abgespielt hatte, und aus der persönlichen Kenntnis der einzelnen Partisanenführer hatte er die Befürchtung, daß binnen kurzer Zeit der Partisanenkrieg, der sich erst in Ansätzen abzeichnete, den ganzen Peloponnes erfassen würde. Als Soldat, der die Schrecken des Krieges aus eigenem Erleben kannte, war er überzeugt, daß dadurch grenzenloses Unheil über die wehrlose Bevölkerung kommen würde. Noch war es Zeit, vorzubeugen. Zu jener Zeit — im Spätsommer 1943 — mag es auf dem ganzen Peloponnes

einige hundert bewaffnete Andarten gegeben haben, die nur gegen die Italiener, nicht jedoch gegen die Deutschen Stellung nahmen. In kurzer Zeit konnte diese Bewegung — dies befürchtete Pagadongonas — zu einer Lawine anwachsen, die die öffentliche Ordnung unter sich begraben würde. Der alte Oberst machte dem Kommandeur der 117. Jäger-Division einen brauchbaren Vorschlag. Er erbot sich, für Lakonien und Messenien je eine griechische Milizkompanie (200 Gewehre) zur Bekämpfung der Andarten aufzustellen. Die Bewaffnung mit Gewehren sei ausreichend. Damit werde er imstande sein, Lakonien und Messenien zu befreien und auch in Zukunft ein Aufflammen des Partisanenkrieges unmöglich zu machen.

Der Vorschlag scheiterte an dem politischen Unverständnis des Kommandeurs der 117. Jäger-Division, Generalmajor v. Le Suire, der darin von seinem Ic Hauptmann Fritz Weber beraten wurde. Die Forderungen, die der deutsche Divisionskommandeur dem griechischen Obersten

stellte, waren für einen ehrenhaften griechischen Offizier unannehmbar: Unterstellung der aufzustellenden griechischen Milizen unter deutschen Befehl, Vereidigung auf Adolf Hitler (!), Verpflichtung, im Falle einer angloamerikanischen Landung auch gegen die Angloamerikaner zu kämpfen (!). Diese Forderungen lehnte Pagadongonas höflich, aber nachdrücklich als unzumutbar ab. Daran scheiterten die Verhandlungen. Pagadongonas erklärte beim Verlassen des Stabsquartiers der 117. Jäger-Division mit prophetischem Ernst, er befürchte, seine Vorschläge würden schon in kurzer Zeit durch die Entwicklung des Partisanenkrieges völlig überholt sein. Dann seien 400 Gewehre nicht mehr ausreichend. Dann seien die Deutschen vielleicht bereit, 4000 Gewehre zu geben und dazu Granatwerfer und Geschütze. Dann würden ihn die Deutschen vielleicht zurückrufen. Aber dann könne es vielleicht schon endgültig zu spät sein.

Der alte prächtige Soldat, der mir unvergeßlich in Erinnerung geblieben ist, behielt mit seiner Voraussage leider recht. Wenige Wochen später traf das ein, womit man von deutscher Seite aus seit langem rechnen mußte: Italien kapitulierte gegenüber den Westalliierten bedingungslos am 8. September 1943.

Seit langem hatte die deutsche Truppenführung in Griechenland die für diesen Fall erforderlichen Maßnahmen getroffen. Ein Plan zur Entwaffnung der italienischen Bundesgenossen war mit generalstabsmäßiger Gründlichkeit ausgearbeitet worden, und bei Korinth hatte der umsichtige Quartiermeister des 68. Armeekorps ein großes Gefangenenerlager zur Unterbringung der Bundesgenossen vorbereitet — zu einer Zeit, da zwischen deutschen und italienischen Generalen noch immer Trinksprüche auf das ewige Waffenbündnis zwischen „Rom und dem Germanentum“ ausgetauscht wurden. Alle diese Maßnahmen wurden am Abend des 8. September 1943 durch den sinnigen Funkspruch „Achse“ ausgelöst. Die italienischen Besatzungstruppen auf dem Peloponnes leisteten nirgends Widerstand, an vielen italienischen Soldatengesichtern konnte man die Freude darüber ablesen, daß der unbeliebte Krieg, dessen Sinn man nicht begriff, endlich ein Ende gefunden hatte. Aber die Entwaffnungsaktion rollte in jenen Gegenden, wo keine deutschen Besatzungstruppen lagen, nicht schnell genug ab. An manchen entlegenen Punkten — z. B. auf der Insel Kythera — dauerte es mehrere Tage, bis die nächsten deutschen Truppeneinheiten zur Stelle waren.

Diese Zwischenzeit hatten die italienischen Einheiten benutzt, um einen großen Teil ihrer Waffen- und Munitionsbestände an die Andarten zu verkaufen. So kamen die Andarten, die bisher nur mit Gewehren und Maschinengewehren ausgestattet gewesen waren, mit einem Schlage in den Besitz von zahlreichen leichten und schweren Granatwerfern. Dazu kam, daß nunmehr nach dem Wegfall der italienischen Besatzungstruppen das Netz der deutschen militärischen Besetzung überall dünn wurde. Die zwei deutschen Divisionen, die auf dem Peloponnes lagen, (an die Stelle der abge-

zogenen 1. Panzer-Division war mittlerweile die schlecht ausgestattete 41. Festungsinfanterie-Division getreten) mußten sich im wesentlichen darauf beschränken, die städtischen Mittelpunkte, die Häfen und die großen Straßen zu sichern.

Innerhalb weniger Wochen nach der italienischen Kapitulation erfaßte die Partisanenbewegung alle Landschaften. Nunmehr stand der ganze Peloponnes in Flammen. Die Partisanengruppen vervollkommneten ihre Bewaffnung, Disziplin und militärische Gliederung (nach Bataillonen, Regimentern und Brigaden). Der Einfluß der kommunistischen Führung, der bisher unsichtbar im Hintergrund geblieben war, setzte sich nunmehr völlig durch. Die königstreuen Gegentruppen (Wretakos u. a.), die verschiedentlich erfolglos Anlehnung an die deutsche Besatzungsmacht gesucht hatten, erlagen der kom-

munistischen Übermacht. Die Masse der Bevölkerung verabscheute zwar den roten Terror, aber einmal zwischen zwei Feuer geraten, schlug sie sich auf die Seite des stärkeren und gefährlicheren Gegners: der Partisanen. Denn während die zwei deutschen Divisionen, die im Lande lagen, sich darauf beschränken mußten, die Straßen, Hafenplätze und Städte zu sichern, beherrschten die Andarten unangefochten das ganze offene Land. Sie richteten dort eine Art Verwaltung ein und zwangen die Bevölkerung sogar zur Ablieferung von Naturalsteuern. Ohne den Ausweis einer Andarten-„Behörde“ konnte man außerhalb der deutschen Geleitzüge nicht mehr reisen. Die Andarten waren seit dem Spätherbst 1943 die eigentlichen Herren im Lande. Die Landbevölkerung mußte sie mehr fürchten, als die fern und schwachen deutschen Besatzungstruppen.

## Gythion

So wurde die Lage der Deutschen immer schwieriger. Die von den schwachen deutschen Einheiten besetzten Städte glichen belagerten Festungen, zwischen denen ein Nachschubverkehr nur mittels schwerbewaffneter Geleitzüge möglich war.

Als Beispiel sei hier das Hafenstädtchen Gythion, rund 40 km südlich von Sparta, herausgegriffen. Nach der italienischen Kapitulation hatte sich dort eine recht verzweifelte Lage herausgebildet. Die Andarten, die sich mit italienischen schweren Waffen ausgerüstet hatten, rückten von ihren Gebirgsschlupfwinkeln im benachbarten Taygetos und im Paron-Gebirge vor und beherrschten bald das ganze Umland bis unmittelbar an den Rand des Städtchens, das durch die Sprengung der Straßen und Brücken von Sparta abgeschnitten war, während gleichzeitig auch der Seeverkehr um das Kap Malea von den Motorseglern der „Seepartisanen“ kontrolliert wurde. Die wirtschaftliche Not in der abgeschnittenen Stadt war groß, da die Bevölkerungszahl (vor dem Krieg rund 7000 Einwohner) durch den Zuzug wohlhabender Griechen, die vor den Erpressungsmaßnahmen der kommunistischen Partisanen aus dem Land in die Stadt flohen, auf fast das Doppelte angewachsen war. Um das Städtchen herum lagen 1500–2000 Andarten. Die deutsche Besatzung war zu einem Bruchteil: Eine Strafkompagnie und eine Marinebatterie. Die zu den 999ern gehörige Strafkompagnie in Stärke von rund 150 Mann unter einem Hauptmann der Reserve Holler bestand mit Ausnahme der Offiziere und Unteroffiziere aus „Wehrunwürdigen“ (WU), zum größten Teile aus wirklichen Kriminellen, zum kleineren Teile aus politischen Gegnern des nationalsozialistischen Herrschaftssystems. Der Kompaniechef wurde mit der schwierigen Aufgabe, eine solche Truppe zu führen, in bewunderungswürdiger Weise fertig. Die Marinebatterie, die südlich von Gythion auf der Höhe von Maurounion lag, bestand aus rund 70 Mann. Außerdem gab es für den Hafen, der längst ohne nennenswerten Schiffsverkehr war, noch einen „Hafenkomman-

danten“ — im Soldatendeutsch „Deichhauptmann“ genannt. Der schon bejahrte aber lebensfrohe Seebär zu Lande befaßte sich in Ermangelung dienstlicher Aufgaben unter südlicher Sonne mehr mit den heiteren Seiten des Lebens. Da die Lage in dem belagerten Gythion infolge Mangels an Munition und Verpflegung bedrohlich wurde, entschloß man sich in den Weihnachtstagen 1943 dazu, durch einen mit Panzerspähwagen verstärkten großen Geleitzug von Sparta aus die Verbindung mit Gythion wieder freizukämpfen. Das Unternehmen gelang und die belagerte Festung wurde auf einige Zeit wieder mit Nachschub versorgt.

Zu Ende des Jahres 1943 wurde die Lage der zahlenmäßig schwachen deutschen Besatzungstruppen in allen Landschaften des Peloponnes überaus schwierig. Der Kleinkrieg, der von Tag zu Tag seine Opfer forderte, war eine um so schwerere Belastung für die deutsche Truppe, als die Andarten sich in keiner Weise an die völkerrechtlichen Regeln der Kriegsführung hielten. Die Ermordung deutscher Gefangener war häufig. Von deutscher Seite sah man sich zu „Vergeltungsmaßnahmen“ veranlaßt. Weil diese aber größtenteils mit plumper Unvernunft — ohne den rechtsförmigen Versuch einer Unterscheidung zwischen Schuldigen und Unschuldigen — gehandhabt wurden, wuchs das Übel des Bürgerkrieges immer schlimmer an.

Das Beispiel von Kalawrita zeigte, wohin die Dinge trieben. Dort — im Berglande des südlichen Achaia — war eine deutsche Jägerkompanie durch eine gewaltige Übermacht kommunistischer Partisanen umstellt und nach hartem Kampfe zur Hälfte aufgegeben, zur Hälfte gefangen genommen worden. Die gefangenen deutschen Soldaten wurden nach einiger Zeit von den Partisanen in unmenschlicher Weise ermordet. Darauf befahl der Kommandeur der 117. Jäger-Division in Anwendung des bekannten Hitler-Befehls zur Vergeltung die zehnfache Anzahl von Griechen zu erschießen (Dezember 1943). Der Befehl wurde ausgeführt: rund 700 Griechen — Männer, Frauen und Kinder — wur-

den erschossen, die Dörfer der ganzen Umgebung in Brand gesteckt. Die Wirkung dieses Massenmordes war, daß die überlebende Bevölkerung nun erst recht keine andere Möglichkeit sah, als sich aktiv den Partisanenbanden anzuschließen.

Dabei hat die politische Ahnungslosigkeit der Angelsachsen der Infiltration Moskaus auf der Balkanhalbinsel Vorschub geleistet. Von dem alliierten Hauptquartier Mittelost in Kairo erfolgte jahrelang die regelmäßige Nachschubversorgung der balkanischen Partisanenbanden, teils durch Luftabwürfe, teils durch U-Bootlandungen. Verschiedene britische „Militärmissionen“ und zahlreiche einzelne britische Instruktionsoffiziere waren damals in Griechenland, Albanien und Jugoslawien tätig. Aber es gelang ihnen in keinem dieser drei Länder, die wachsende Partisanenbewegung unter ihrer Kontrolle zu halten. Die Agenten Moskaus waren durchtriebener und rücksichtsloser, sie gewannen das Spiel. Nach einem gleichbleibenden — in Moskau entworfenen — Schema bauten sie ein vielgliedriges Netz von Organisationen auf, die nach außen national getarnt waren, in ihrem inneren Gefüge aber völlig von kommunistischen Funktionären bestimmt wurden. Die beiden Eckpfeiler dieser Organisationen waren die „Nationale Befreiungsfront“ (in Griechenland: EAM = Ethnikon apeleutherikon Metopon) als politische Organisation und das „Nationale Volksbefreiungsheer“ (in Griechenland: ELAS = Ethnikos Laikos Apeleutherikos Stratos) als militärische Organisation. Schritt um Schritt wurden die nichtkommunistischen Organisationen zurückgedrängt, ohne daß die westalliierten Militärmissionen und Instruktionsoffiziere diese unerwünschte Entwicklung verhindern konnten.

Ein halbes Jahr, nachdem der Kommandeur der 117. Jäger-Division den griechischen Obersten Papadongonas gehen ließ, griff das 68. Armeekorps (General der Flieger Felmy) als übergeordnete Kommandobehörde auf die damaligen Vorschläge des griechischen Obersten zurück. Man sah keinen anderen Weg mehr. Durch einen Korpsbefehl wurde im Februar 1944 die Aufstellung griechischer Freiwilligenverbände auf dem Peloponnes befohlen. In rascher Folge entstanden in den nächsten Monaten fünf griechische „Gendarmeriebataillone“ in Tripolis, Sparta, Gythion, Meligala, Pyrgos. Besonders tat sich in Meligala der griechische Major Panajotis Stupas hervor. Diese rasch aufgestellten Freiwilligenbataillone haben sich gut gehalten und bis in den Herbst 1944 hinein viel für die Sicherung der Ordnung im Umkreis ihrer Standorte getan. Der Andartenbewegung konnten sie jedoch kein Ende mehr bereiten. Nach dem Abzug der deutschen Besatzungstruppen (September und Oktober 1944) wurden diese „Gendarmeriebataillone“ von der gewaltigen Übermacht der kommunistischen Partisanenverbände überwältigt und größtenteils niedergemacht.

## Doppeltes Nachspiel

Der griechische Partisanenkrieg fand dann noch ein doppeltes Nachspiel in dem roten Bürgerkrieg auf dem Boden Athens und in dem Nürnberger Prozeß gegen die deutschen Südostgenerale.

Als im Spätsommer 1944 nach der Kapitulation Rumäniens der Rückzug der deutschen Griechenland-Armee (Heeresgruppe E unter Generaloberst Löhr) beschlossene Sache war, haben alle Griechen gezittert im Gedanken an jenes Intervall, das zwischen dem Abmarsch der letzten deutschen Besatzungstruppen und der Ankunft der ersten britischen Truppen entstehen könnte. Der kommandierende General in Athen, General Felmy, hat in jenen Tagen alles getan, um die Gefahr einer roten Terrorherrschaft von Athen abzuwenden. Er hat nicht nur die von Hitler kommenden Zerstörungsbefehle (Hafen Piräus, Stausee von Marathon) nicht ausgeführt, er hat auch die in Athen stationierte griechische Gendarmerie mit Geschützen und Munition ausgestattet und dadurch ihre Kampfkraft gegenüber dem vorausgesehenen kommunistischen Putschversuch wesentlich verstärkt. Trotzdem haben die kommunistischen Partisanenverbände nach dem Abmarsch der deutschen Besatzung am 13. Oktober 1944 die Stadt besetzt und dann den Versuch gemacht, alle Macht an sich zu reißen. Wochenlang tobte auf dem Boden Athens ein erbitterter Straßenkampf. Die schwachen britischen Truppen unter General Scobbie und die griechische Gendarmerie mußten sich darauf beschränken, den innersten Stadtkern mit den Regierungsgebäuden — vom Königlichen Schloß bis zum Omonoia-Platz — zu behaupten, während die übrigen neunzehn Zwanzigstel der Riesenstadt mit ihren anderthalb Millionen Einwohnern in der Hand des sogenannten „Nationalen Befreiungsheeres“ war, das sich nun auch nach außen als das enthüllte, was es seit langem war: eine Organisation zur Vorbereitung der kommunistischen Machtergreifung im Dienste Moskaus. Diese blutigen Ereignisse um die Jahreswende von 1944 auf 1945

haben den Westalliierten wohl zum ersten Male die Augen darüber geöffnet, in welchem Ausmaß es Moskau verstanden hatte, die balkanische Partisanenbewegung auch auf dem Boden Griechenlands zu seinem willfährigen Werkzeug zu machen.

Dann kam ein zweites Nachspiel des balkanischen Partisanenkrieges: der vor einem amerikanischen Militärtribunal in Nürnberg durchgeführte Prozeß gegen die höheren deutschen Truppenbefehlshaber auf dem Balkan: die beiden Feldmarschälle List und v. Weichs, ihre beiden Generalstabschefs sowie die kommandierenden Generale der auf dem Balkan stehenden deutschen Armeekorps. Der deutschen Verteidigung, die auch aus nachrichtentechnischen und organisatorischen Gründen gegenüber der amerikanischen Anklage beträchtlich im Nachteil war, gelang der Nachweis, daß die deutsche Besetzung Griechenlands tatsächlich eine „occupation effective“ im Sinne der Haager Landkriegsordnung war, ferner der durch zahlreiche Zeugenaussagen erhärtete Beweis, daß die kommunistischen Partisanen sich in keiner Weise an die in der Haager Landkriegsordnung vorgeschriebenen Regeln der Kriegführung hielten und daher auch nicht beanspruchen konnten, von der deutschen Wehrmacht als „Kriegführende“ behandelt zu werden. Von den zahlreichen Anklagepunkten blieb schließlich nur der gewichtige Sachverhalt der kollektiven „Vergeltungsmaßnahmen“, insbesondere in der Form der massenhaften Geislerschießungen. Die am Schluß des Nürnberger „Südostprozesses“ ausgesprochenen Urteile gründeten sich auf diesen Tatbestand.

Man wird heute aus dem zeitlichen Abstand eines Jahrzehntes in diesem Prozeß den redlichen, aber unzulänglichen Versuch sehen müssen, einen historischen Schicksalsablauf in das Koordinatennetz strafrechtlicher Bewertung einzuspannen. Im Lichte der erbeuteten deutschen Feldakten und zahlreicher Zeugenaussagen rollte die ganze Entwicklung des Partisanenkrieges auf dem alt-

balkanischen Hintergrunde seiner geschichtlichen Voraussetzungen nochmals ab — ein Gemälde, in dem die dunklen Farben von Grauen, Tragik und Unvernunft überwiegen, in dem aber auch die helleren Töne der Vernunft und der Menschlichkeit nicht fehlen.

Nachbemerkung: Die vorstehende Darstellung der Ereignisse in den Jahren 1943—1945 beruht auf eigenem Miterleben und auf der Kenntnis der unveröffentlichten Akten. Ich war seit Juni 1943 bis Kriegsende persönlicher Dolmetscher des Generals der Flieger Hellmuth Felmy, der bis Dezember 1944 das 68. Armeekorps, dann bis zum April 1945 das 34. Armeekorps führte. Im Jahre 1947 habe ich in der deutschen Verteidigung des Nürnberger „Südostprozesses“ mitgewirkt.

Eine zusammenfassende Darstellung dieses Gegenstandes fehlt noch. Einstweilen sind vor allem die folgenden Arbeiten heranzuziehen:

1. Ehrengard Schramm-von Thadden, Griechenland und die Großmächte im zweiten Weltkrieg. Wiesbaden 1955 (VI, 244 S.).
2. Wilhelm Treue, Das Dritte Reich und die Westmächte auf dem Balkan. Zur Struktur der Außenhandelspolitik Deutschlands, Großbritanniens und Frankreichs 1933—1939. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 1 (1953) S. 45—64.
3. Erich Schmid-Richberg, Das Ende auf dem Balkan. Der Rückzug der deutschen Griechenland-Armee. Heidelberg 1955 (199 S.).
4. Roland Hampe, Die Rettung Athens im Oktober 1944. Wiesbaden 1955 (112 S.).
5. Hermann Neubacher, Sonderauftrag Südost 1940 bis 1945. Bericht eines fliegenden Diplomaten. Göttingen 1956. (215 S., 13 Abbildungen, 3 Kartenskizzen.)
6. Franz Borkenau, Der europäische Kommunismus. Seine Geschichte von 1917 bis zur Gegenwart. München 1952. (540 S.) — Behandelt auch die kommunistische Durchdringung der balkanischen Partisanenbewegung.
7. William Hardy McNeill, Greek dilemma. War and aftermath. 1947. (240 S.)
8. Christopher Montague Woodhouse, Apple of discord. A survey of recent Greek politics in their international setting. London 1948. (320 S.)
9. Georg Stadtmüller, Haiduken und Partisanen. In: Neues Abendland 9 (1954) S. 267—276. — Größere Teile dieses Aufsatzes wurden in die vorstehende Darstellung übernommen.

Von griechischer Seite fehlt leider bisher eine zusammenfassende Darstellung. Die bisher vorliegenden griechischen Veröffentlichungen sind propagandistischer oder publizistischer Zielsetzung.

### Anmerkung

Dr. Georg Stadtmüller, Hon.-Professor, München, geb. in Bürstadt/Hessen 17. 3. 1909. Lehrgebiet: Geschichte Südosteuropas.

---

---

# POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

AUS DEM INHALT UNSERER NÄCHSTEN BEILAGEN :

Hamilton Fish Armstrong: „Nördlich des Kyber“

André Julien: „Marokko, das Ende einer Epoche“

Susanne Leonhard: „Entstehung und Liquidierung der  
Stalinlegende“

Wilhelm Luther: „Vom Wesen menschlicher Freiheit“

Jürgen Rühle: „Kulturpolitik in der Sowjetunion“

Otto Stolz: „Die Aufgaben der Betriebszeitungen  
in der sowjetisch besetzten Zone  
Deutschlands“

. . . „Urkunden zur Judenpolitik des  
Dritten Reiches“

---

---

---

*Nachforderungen der Beilagen „Aus Politik und Zeitgeschichte“ sind an die Bundeszentrale für Heimatdienst zu richten. — Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung „Das Parlament“ zum Preise von DM 1.19 monatlich bei Postzustellung einschl. Beilage sowie Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preise von DM 4.50 pro Stück einschließlich Verpackung, zuzüglich Portokosten, nur an die Vertriebsabteilung, Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23.*

---

HERAUSGEBER: BUNDESZENTRALE FÜR HEIMATDIENST · BONN RHEIN KÖNIGSTRASSE 85